

Graf Stenbock

Sturm auf Riga

Am 22. Mai 1939 jährt sich zum zwanzigsten Male der Tag, an dem reichsdeutsche und deutsch-baltische Freiwillige die Stadt Riga in Lettland von der Bolschewikenherrschaft befreiten.

Der Oberbefehlshaber General Graf Rüdiger von der Goltz befiehlt den Angriff auf der ganzen Front in der Nacht zum 22. Mai 1919 — Ziel: Riga.

Die antibolschewistischen Streitkräfte des Baltikums liegen im Halbbogen vor Riga, in den Stellungen von Bauske über Mitau — Kalnezeem — Schloß bis zur Ostsee. Einsatzbereit sind sechstausend Mann, sieben Geschütze, hundertsechsfünfzig Maschinengewehre. Die Rote Armee in Riga kann vierzehntausend Mann, zwei schwere und eine Haubitzenbatterie, einen Panzerzug und Panzerwagen entgegenwerfen.

Der Aufmarschplan: die Eiserne Division geht südlich der Rigaer Landstraße von Mitau her vor, im Schutze eines Panzerzuges und mit Panzerwagen. Die Flugstaffel Sachsenberg versieht den Aufklärungsdienst mit fünf Flugzeugen.

Auf dem linken Flügel, von Schloß aus, marschieren: die nationallettische Abteilung Ballod, die russische Offiziersabteilung Fürst Lieven, das baltische Detachement Graf Eulenburg und die Batterie Barth.

Von der Stellung Kalnezeem greift die Hauptkolonne der Baltischen Landeswehr frontal an, die Stoßtruppe unter Baron Manteuffel, das Detachement Malmede, die reichsdeutsche Bergbatterie Freiherr von Medem mit sechs leichten Geschützen und vier schweren Maschinengewehren. Die Führung hat Major Fletcher.

Ein tollkühner Plan! Durch das weite Gelände der Tirul Sümpfe führen nur schmale Bohlenwege. Es gibt keine Seitendeckung, keine Verbindung mit den benachbarten Truppen. Vorne die große Stadt vom mächtigen Feind besetzt. Und alles hängt nur an einem Faden: die Bolschewiken müssen so überrascht

werden, daß sie keine Zeit finden, die Dünabrücken in die Luft zu sprengen.

Die Freiwilligen fiebern vor Angriffslust. Dicht vor ihren Nasen, kaum fünfzig Kilometer entfernt, werden die Angehörigen hingemordet oder warten als Geiseln im Gefängnis auf das Todesurteil. In vier Monaten hat der rote Terror in Riga viertausend Opfer gefordert. Jeder weitere Tag Verzögerung bedeutet neue Blutopfer . . .

In den Nachtstunden werden die ersten feindlichen Drahtverhaustellungen durchstoßen. Die überraschten bolschewistischen Feldwachen zerstreuen sich in wilder Flucht.

Im dunstigen Morgennebel rollen schon die Kolonnen der Stoßtruppe über holprige Bohlenwege hinter Kalnezeem. Die kleinen Panzerwagen vollgestopft mit Freiwilligen, Maschinengewehren, Munition. Dichte Moornälder, ödes Sumpfland.

Geschützfeuer, Schrapnells jaulen über die Köpfe. Maschinengewehre hämmern. Jeder Widerstand wird gebrochen.

Beim stürmischen Draufgehen hat die Spitze der Stoßtruppe und die Batterie Medem die Fühlung mit dem Gros der Landeswehr verloren. Auf einmal jagen hundertundzwanzig Mann über die Rigaer Chaussee, umgeben vom zurückgehenden Feind. Auf nahen Parallelwegen streben lange Bolschewikerkolonnen, Fuhrwerke, Autos, Marschabteilungen in die gleiche Richtung.

Die Freiwilligen ducken sich tief in ihre Wagen, reißen den Stahlhelm herunter. Sie haben Glück! Die Roten glauben in der kleinen Schar eine eigene zurückgehende Kolonne. In dem Durcheinander wird nicht scharfer aufgepaßt.

Hundertundzwanzig Freiwillige mit Baron Manteuffel und Freiherrn

von Medem an der Spitze schleichen sich, mitten unter fliehenden Bolschewiken, auf Riga zu. Die Herzen klopfen. Das Gros der Landeswehr kämpft erst weit im Rücken. Alle Bedenken werden nieder-gebrüllt. Weiter.

Schon tauchen über Weidenbüschen die Kirchtürme der Stadt auf.

Nun gilt es, die Brücke über die Düna, die „Lübeck-Brücke“, welche Hagensberg mit der Hauptstadt verbindet, zu besetzen und zu halten, bis die Hauptmacht nachrückt.

Die Brücke, die Brücke! Das hämmert sich in jedes Hirn ein. Die Brücke — Sieg, Befreiung!

Wie ein Windstoß segt die Abteilung in Hagensberg hinein. Blutiger Straßenkampf. Aus Häusern fallen Schüsse. Handgranaten zertrümmern Fensterscheiben. Leichen liegen auf dem Bürgersteig. Beim Bahnhof Sassenhof kommt ein Güterzug, beladen mit bolschewistischer Infanterie, in das Maschinengewehrfeuer. Mit schweren Verlusten dampft der Zug ab.

Hagensberg ist überrannt. Die Abteilungen sind auseinandergerissen. Plötzlich stehen drei Freiwillige am Dünaufer, während die Kameraden noch in den Vorstadtstraßen fechten. . . Die Brücke steht noch! Die Brücke ist frei! Es ist elf Uhr vormittags.

Mit letzter Kraft stolpern und taumeln die drei Mann auf die Brücke. Von der Rigauer Seite marschirt eine bolschewistische Abteilung heran, in geschlossener Marschordnung. So wenig ahnt man die Nähe des Feindes! Die Freiwilligen reißen die Gewehre an die Backen, die Bolschewiken flüchten, lassen Tote zurück. Die drei Mann rennen bis zum Ende der Brücke, werfen sich hin und schießen, bis die Gewehre glühen.

Hinter Marktbuden und hinter dem Zollamt antwortet die bolschewistische Uferbesatzung mit wütendem Maschinengewehrfeuer.

Da zerreißt ein Donnerschlag die Luft, dicht hinter den drei Schützen. Der Boden bebzt. Ist die Brücke gesprengt? Die Freiwilligen fahren entsetzt herum. Sie atmen auf. Einige Schritte hinter ihnen steht ein Geschütz der Batterie Medem und feuert. Der Leutnant Albert Leo Schlageter bedient das Geschütz. Es ist ohne Deckung

über die Brücke herangefahren und schießt Granaten in die Roten hinein, die kaum fünfzig Schritt entfernt am Ufer liegen.

Die Abteilungen stürmen die Brücke. Ihr Feuer vertreibt den Gegner aus den nächsten Häusern an der Düna. Geschütze, Maschinengewehre werden ans Ufer geschoben. Der zweite und dritte Zug besetzt die Straßenausgänge. Ein Verteidigungsraum für den Brückenkopf wird geschaffen. Der erste Zug hält die Hagensberger Seite der Brücke, um den Rückmarsch der Roten von der Front abzuschneiden. Es ist zwölf Uhr mittags.

Brennende Notwendigkeit: die gefangenen Geiseln im Hauptgefängnis, der Zitadelle, müssen befreit werden! Kein Zweifel: in den nächsten Minuten wird ein Blutbad unter ihnen angerichtet werden. Vor dem Abzug werden die Bolschewiken alles niedermachen.

Baron Manteuffel, Freiherr v. Medem, zwölf Mann, ein Geschütz und zwei Maschinengewehre jagen in die Straßens Rigas hinein, nach allen Seiten schießend.

Sie kommen zur Zitadelle. Die Gefangenen rütteln an den Türen, schreien. Handgranaten öffnen die Gefängnistore. Viele hundert Gefangene werden befreit.

Aber Manteuffel fällt. Ein harter Schlag! Medem übernimmt das Kommando.

Noch ist der Sieg fern. Zwölf Mann stecken mitten in der feindlichen Stadt, kämpfen verzweifelt. Keine Verbindung mit den Kameraden am Dünaufer. Hier konzentriert sich der rote Hauptwiderstand.

Der Brückenkopf ist eine Insel, die nach allen Richtungen Feuer speit. Doch die Bolschewiken übersehen langsam die Lage. Sie merken, daß nur eine kleine Abteilung die Brücke besetzt hält und eine noch kleinere in die Stadt eingedrungen ist. System kommt in die rote Verteidigung. Alle Reserven werden aus den Vororten zusammengezogen. Die Maschinengewehre spielen sich ein.

Auf die Dauer können die Freiwilligen nicht widerstehen. Verluste treten ein. Mit wenig mehr als hundert Mann läßt sich die Riesenübermacht nicht aufhalten. Wenn die Bolschewiken zum energischen Gegenstoß ausholen — ist alles zu Ende.

Die Freiwilligen liegen hinter Pferdewadavern, Leichenhaufen, umgekippten Wagen, Marktbuden... schießen, schießen. Pflastersteine wirbeln hoch. Staub, Splitter. Ohrenbetäubendes Knattern. Granaten plazen.

Die heißen Gesichter sind staub- und schweißverschmiert. Durchhalten! Sollen alle verfluchten Anstrengungen umsonst gewesen sein? Umsonst alle Opfer?

Endlich — leises Hurragebrüll von Hagensberg her. Über dem Brückengeländer feldgraue Stahlhelme. Und es braust und raffelt über die wankende Brücke — das Gros der Landeswehr und die reichsdeutsche Kolonnen, Geschütze, Maschinengewehre, Panzerautos.

Die Freiwilligen am Dünaufer heulen vor Freude.

In kurzen Abständen treffen immer neue antibolschewistische Abteilungen ein. Planmäßig sind alle Gefechte an der ganzen Front durchgeführt worden.

Nun stürmen sie die Stadt. Die Bewohner stürzen aus den Häusern lachend den Befreiern entgegen. Straße auf Straße wird erobert, Haus auf Haus.

Nun muß der Rest der Gefangenen gerettet werden. Das Zentralgefängnis ist weit entfernt. Der Panzerwagen kommt zu spät! Die Bolschewiken haben im letzten Augenblick die Geiseln erschossen. Dreiundzwanzig Männer und Frauen liegen auf dem Gefängnishof mit zertrümmertem Schädel. Unter den Toten acht der führenden Geistlichen der Stadt.

Aber der Sieg ist nicht mehr aufzuhalten. Die Rote Armee ist völlig geschlagen und auseinandergeplatzt. Große Kriegsbeute ist gemacht worden: Tausende von Gefangenen, fast die gesamte bolschewistische Artillerie, ein ganzer Eisenbahnpark, sechzig Dünadampfer, die Staatskasse von Räte-Lettland sind den Stürmern in die Hand gefallen.

Das Schicksal hat entschieden: am 22. Mai 1919, 6 Uhr abends, ist Riga frei!

An Albert Leo Schlageter

Gibt es Heiligeres jemals,
als des Vaterlandes Ehre
im Herzen zu tragen,
so wie du,
um so wie du
das Gesetz zu erfüllen,
unsterblicher Wächter zu sein
vor dem Tore zum Reich?

Heinz Meiswinkel

Die Erstürmung Rigas am 22. Mai 1919

Von Harald Becker-Riga

In den Bolschewistenkämpfen des Winters und Frühlings 1919 war unsere Freiwilligentruppe, die Baltische Landeswehr, aus kleinen Anfängen zur schlagkräftigen, einsatzfähigen Mannschaft geworden. Auch die jungen Freiwilligen, die erst in der Landeswehr ausgebildet werden mußten, waren jetzt richtige Feldsoldaten, in deutscher Kriegszucht zu Männern erstarkt, die auch für schwere Aufgaben zu brauchen waren. Das Vertrauen, mit dem wir auf die deutschen Offiziere sahen, die unsere Truppe geschaffen hatten und führten, war nahezu unbegrenzt. Es gab unter ihnen Persönlichkeiten, in denen sich höchste soldatische und menschliche Eigenschaften verkörperten, wie den Befehlshaber der Baltischen Landeswehr Major Fletcher und den Stoßtruppführer Hans Baron Mantuffel, einen Kurländer, der den Weltkrieg als Leutnant in einem bayrischen Kavallerieregiment mitgemacht hatte. Sie wurden uns zu Vorbildern, die weit über die Zeit und den Kreis ihres unmittelbaren Wirkens hinausleuchteten und auch heute noch lebendig sind.

Mit der Einnahme der Ua-Stellung, die sich von Bauske über Mitau bis an das Meer als geschlossene Front in süd-nördlicher Richtung hinzog, war die Voraussetzung für den entscheidenden Schlag gegeben: für die Eroberung Rigas. Solange die roten im Besitz dieser Stadt waren, konnte immer wieder ein Vorstoß gegen die deutsche Front erfolgen, der alles bisher Errungene in Frage stellte und die vorläufig gebannte Gefahr einer Bolschewisierung Mitteleuropas über Ostpreußen wieder so drohend aufsteigen ließ, wie im Januar und Februar, als nur noch Libau und Umgebung und ein Stück Westlitauens von deutschen und baltischen Truppen gehalten wurde. Damals hatten die reichsdeutschen Freiwilligenverbände die Lage gerettet und durch ihren Vormarsch in Litauen und Südwest-

furland die Reichsgrenze geschützt und der Landeswehr die Eroberung Nordfurlands ermöglicht.

Auch jetzt fiel diesen Verbänden ein wesentlicher Teil der Aufgabe zu, für deren Lösung die etwa 6000 Mann der baltischen Kampfformationen bei weitem nicht ausgereicht hätten. Die reichsdeutschen Truppen, in der Hauptsache die sogenannte „Eiserne Division“, sollten vom Brückenkopf gegen Mitau beiderseits der Chaussee Mitau—Riga in nordöstlicher Richtung vorgehen. Die Landeswehr, durch die reichsdeutsche Abteilung des Hauptmanns Frh. v. Medem verstärkt, hatte vom Brückenkopf Kalnezeem aus zu beiden Seiten der Ua und durch das Moorgelände des Tirulumpfes nach Osten vorzurücken und mit größtmöglicher Schnelligkeit bis zu den Rigaer Düna-Brücken durchzustößen. Alles hing davon ab, ob es gelingen würde, die Brücken unverfehrt in die Hand zu bekommen, denn zur Forcierung des über einen halben Kilometer breiten Stromes oberhalb oder unterhalb der Stadt fehlte es nicht nur an Truppen, sondern vor allem an technischen Mitteln. — Eine leichte Batterie und ein Zug schwerer Maschinengewehre auf Proben, dazu die 1. Schwadron des Stoßtrupps sollten unter Führung Hauptmann v. Medems die Vorhut bilden.

Die Stoßtruppschwadron war nicht, wie ihr Name vermuten läßt, eine Reiterabteilung, sondern eine reichlich mit leichten Maschinengewehren ausgerüstete Infanteriekompanie. Um der leichteren Beweglichkeit willen pflegten die Stoßtruppschwadronen und die übrigen Infanterieabteilungen der Landeswehr sich zur Beförderung meist requirierter Bauernfuhrwerke, sogen. „Panjewagen“, zu bedienen. Auch unsere Schwadron erhielt für den Vormarsch auf Riga eine Anzahl solcher Gefährte zugewiesen, um mit den Geschützen und M.-G.-Gespannen der Abteilung Medem Schritt halten zu können.

Nur so war es möglich, die weite Strecke — bis Riga etwa 40 Kilometer — im Laufe eines halben Tages zurückzulegen und mit frischen Kräften den Kampf um die Brücken aufzunehmen.

Am Abend des 21. Mai ist die Landeswehr hinter der Brückenkopfstellung bei Kalnezeem versammelt. Unsere Stoßtruppchwadron lagert auf einer Lichtung im Kiefernwalde. Die Stimmung ist ernst, aber zuversichtlich. In allen lebt der feste Glaube, daß der Schlag gelingen wird. In allen lebt der Stolz, zu solcher Aufgabe berufen zu sein. Klarer und stärker als je zuvor sind wir uns bewußt, daß mit der Hauptstadt das ganze Land und zugleich alles, was das Leben überhaupt lebenswert macht, in unsere Hand gegeben ist. Und dazwischen taucht dann mit voller Deutlichkeit der Gedanke auf, daß morgen der Tod allem Hoffen und allem Stolz und allem Kämpfen ein Ziel setzen kann. Zugleich aber erwacht eine seltsam starke und heiße Lebenslust, eine noch nie so tief und innig empfundene Freude an den Dingen um uns. Herrgott, wie ist Deine Welt schön! Frühlingsduftende Erde und knarrende Kiefernstämme und darüber der Sternenhimmel in funkelnder Herrlichkeit! Und nun werden Feuer angezündet, und die Baumstämme und Wacholdersträucher werfen lange, zitternde Schatten über Moos und junges Farnkraut und die Reihen der zusammengesetzten Gewehre. Immer mehr graue Gestalten im Stahlhelm sammeln sich um die Flammen. Soldatenlieder klingen auf, und singend wachen wir dem Tage entgegen, den wir seit Monaten mit heißen Herzen ersehnt haben.

Die Wachtfeuer brennen langsam nieder. Es ist gegen Mitternacht. Da erscheint unser Schwadronsführer, Leutnant Ulbrich. „An die Gewehre!“ Bald steht alles in Reih' und Glied, und dann bewegt sich die Kolonne fast lautlos durch dunklen Wald auf die Abbrücke zu, passiert den Fluß und nimmt, wieder durch dichten Wald gedeckt, die Ausgangsstellungen vor dem Drahtverhau des Brückenkopfes ein.

Wenige hundert Meter trennen uns jetzt nur noch vom Feinde. Unser Heranrücken scheint bisher unbemerkt geblieben zu sein. Noch ein paar Minuten, und

wir sollen auf dem Sandwege, der durch unseren Drahtverhau führt und davor im Jungwalde des Niemandlandes verschwindet, mit äußerster Schnelligkeit an die Stellung des Feindes heranspringen, um jeden Preis durchbrechen und, ohne auf das zu achten, was rechts und links von uns geschieht, möglichst tief hineinstoßen. Geschütze und Maschinengewehre würden der Infanteriespitze so schnell wie möglich folgen. Das Ausheben der Nester, die wir hinter uns lassen, werde das nachrückende Gros besorgen.

Mit angehaltenem Atem liegen und hocken wir auf einer niedrigen Düne, spähen ins Gelände hinaus, das im Zwielicht der Morgendämmerung vor uns liegt, und warten auf den letzten Befehl. Der Posten der Brückenkopfbesatzung steht bereit, die spanischen Reiter beiseitezuschieben, die den Weg sperren. Und dann ist es endlich so weit. Mann hinter Mann schiebt sich unsere Spitze durch die Lücke im Stacheldraht und geht eilig auf dem Wege vor . . .

Plötzlich wird die Stille durch den scharfen Knall zweier Artillerieabschüsse zerrissen, gleich darauf faucht es über unsere Köpfe und schlägt irgendwo weit hinter uns ein. Die Bolschewisten sind also doch alarmiert! Und dann prasselt aus einer Kiefern Schonung links vom Wege heftiges Schützenfeuer. Meine 1. M.-G.-Gruppe bekommt Befehl, gegen die Schützen auszufchwärmen und das Feuer zu erwidern. Auf dem Ramm eines niedrigen Dünenzuges gehen wir in Stellung und nehmen das Gehölz, aus dem die Schüsse blitzen, unter Feuer. Das hilft sofort: der Gegner verstummt und scheint abzubauen.

Inzwischen ist unser Spitzenzug an die feindliche Stellung herangekommen, hat im Feuer der Bolschewisten eine Lücke in den Drahtverhau geschnitten und stürmt vorwärts, unmittelbar dahinter die Reiter und schweren Maschinengewehre Medems. Der Feind stellt sein Feuer ein und verschwindet rechts und links im Walde. Ich habe Mühe, mit meiner Seitengruppe die Kolonne zu erreichen, so schnell geht sie jetzt vor, mitten zwischen den stark ausgebauten Grabenstellungen durch, die zu beiden Seiten des Weges das Gelände durchschneiden. Ein-

zelne feindliche Schützen, dann ganze Gruppen kriechen in 50 bis 100 Meter Entfernung aus den Gräben heraus und haften über die freie Fläche fort; zwei Reiter in grauen Pelzmützen brechen wenige Schritte vor mir aus dem Gebüsch und jagen unter unserem Feuer davon. Tote Bolschewisten liegen am Wege. Ein Haufe härtiger Leute in langen Mänteln steht mit erhobenen Händen da und gibt sich gefangen. Wir haben keine Zeit, sie mitzunehmen, wir stolpern, laufen, springen vorwärts und können nur einzelne Schüsse auf fliehende Rote abgeben. Die letzten Schützen unserer Spitze sind etwa einen halben Kilometer vor uns; die Maschinengewehre und Geschütze der Abteilung Medem traben hinterher. So schnell geht alles, daß die Verbindung abzureißen droht. Leutnant Olbrich reitet im Galopp der Spitze nach, um sie durch unseren Zug ablösen zu lassen. Als wir vorankommen, erfahren wir, daß die feindliche Batterie etwa einen Kilometer weit vor uns herfährt und immer wieder versucht, in Stellung zu gehen, um uns aufzuhalten; aber bisher sind alle Geschosse über uns hinweggegangen.

Wir sind jetzt ganz vorne. Das Gelände ist so gut wie deckungslos. Rechts und links dehnt sich das Hochmoor des Tirulumpfes, spärlich mit kleinen Gruppen mannshoher Birken und Kiefern bestanden. Der Weg, auf dem wir vorgehen, ist ein Knüppeldamm; zu beiden Seiten fassen ihn tiefe Gräben ein. Vor uns verschwindet an einer Wegbiegung gerade wieder das letzte Geschütz der Bolschewistenbatterie. Plötzlich erhalten wir Schützenfeuer von rechts. Die feindliche Infanterie hat sich in einem Gehölz gesetzt und nimmt den Bohlenweg und unsere Kolonne unter Feuer. Springend und wachend nehmen wir den Graben und schwärmen im Moor gegen den Waldrand aus. Die Stiefel schwappen im weichen Moos; wenn wir uns hinwerfen, um zu feuern, liegen wir in Wasserlachen. Ein weiteres Vorgehen in Schützenkette ist ausgeschlossen. Wir ziehen uns eben wieder auf den Bohlenweg zurück, um von dort aus zu schießen, da hat Hauptmann v. Medem eines seiner Geschütze mitten in das Infanteriegefecht hineingeführt, hat auf dem Wege abproben und um-

drehen lassen und nimmt den Waldrand unter Schrapnellfeuer. Das wirkt! Die Schrapnells plagen zwar weit vor dem Walde, aber das Schützenfeuer verstummt sofort, und unsere Spitze, die nun aus Infanterie, Maschinengewehren und dem Geschütz besteht, kann weiter vorrücken. Noch mehrmals versucht der Feind, uns auf dem Wege unter Feuer zu nehmen; wir machen uns jetzt nicht mehr die Mühe, in den Sumpf zu steigen, sondern schießen vom Knüppeldamm aus, und wenn unser Infanterie- und M.-G.-Feuer auch keinen sonderlichen Eindruck auf die Bolschewisten zu machen scheint, so ist die Wirkung des Geschützes um so sicherer: beim ersten Schuß schweigt das Gewehrfeuer der feindlichen Schützen.

Noch einmal versucht die bolschewistische Batterie, sich zur Wehr zu setzen. In dem Dünengelände bei Zennenhof, am Nordrande des Tirulmoors, proßt sie ab und nimmt unsere Kolonne unter Feuer. Diesmal schlagen die Granaten hart hinter unseren Panzefuhren auf der Straße ein; ein Gefährt wird zerschmettert, der Lenker fällt. Im Trabe entziehen wir uns der Wirkung des Artilleriefeuers, indem wir auf die Batterie zufahren. Sie baut denn auch bald endgültig ab, und auch die roten Infanterieschützen geben den Widerstand auf, als wir vor den Dünen ausschwärmen und uns zum Sturm anschicken. Im Trabe kann unsere Kolonne ungehindert bis zum Bauerngehöft Dsilne vorrücken, wo die Landeswehr sich zum letzten Stoß auf Riga sammeln soll.

Es ist etwa 8 Uhr morgens. Wir sind nicht mehr als 120 Mann, den übrigen Teilen der vormarschierenden Truppe weit voraus. Stunden können vergehen, bis das nachrückende Gros uns erreicht. Stunden können vergehen, bis wir Verbindung mit den Kolonnen erhalten, die nördlich von uns an der Aa entlangrücken. Wenn der Führer der Lettenbrigade, Oberst Balodis, und Rittmeister Graf Eulenburg, die dort vergehen, ihre Aufgabe gelöst haben, dann müssen die vor ihnen weichenden Bolschewisten über Dsilne kommen. Ihnen soll der Rückzugsweg abgeschnitten werden. Alle Maschinengewehre werden in Stellung gebracht. Kommen die Roten, dann soll ein solches

Feuer sie empfangen, daß sie gar nicht auf den Gedanken kommen, es nur mit der schwachen Vorhut zu tun zu haben, die sie leicht überrennen könnten. — Und bald sehen wir: die nördliche Gruppe treibt die Feinde vor sich her. In regelloser Flucht nähern sich dichte Kolonnen von Norden und Nordwesten unserer Stellung. Aus nächster Nähe werden sie unter Feuer genommen. Die Verwirrung ist unbeschreiblich. Ganze Haufen rennen mit erhobenen Händen in unser Feuer hinein. Andere machen Kehrt und suchen Deckung im Walde. Immer neue Massen ziehen heran, stoßen, fallen, werden zer Sprengt. Dann kommt niemand mehr. Vor uns im Gelände stöhnen Verwundete, liegen Tote einzeln und in Haufen. Am die Gebäude von Dsilne herum hocken Scharen von Gefangenen in ihren hellbraunen Mänteln, blicken stumpf vor sich hin oder winseln leise um Erbarmen. Wir haben keine Zeit für sie. Dringen wir nicht in kürzester Zeit bis Riga vor, dann können Versprengte die Besatzung alarmieren, die Brücken können angezündet oder sonstwie zerstört werden, und wir liegen vielleicht tagelang auf dem westlichen Dünaufer fest, während die Roten in der Stadt gegen die Zivilbevölkerung wüten.

Hauptmann v. Medem entschließt sich zu dem großen Wagnis. Wie ein befreiender Gewitterschlag fährt der Befehl zum Aufstehen unter die Freiwilligen und löst im Augenblick die dumpfe Spannung, die über der Truppe lastet. Die Vorhut will allein bis Riga vorstoßen und versuchen, der Brücken habhaft zu werden, ehe die Bolschewisten etwas von unserem Heranrücken ahnen. 15 Kilometer sind noch bis zu den Vorstädten zurückzulegen. Das muß im Trabe geschafft werden, sonst ist es zu spät. Werden wir uns den Weg freikämpfen müssen? Werden die erschöpften Pferde und Mannschaften noch vorhalten? Niemand kann diese und hundert andere Fragen beantworten, die für Sekunden austauschen und wieder vergehen werden. Was sollen uns jetzt auch Fragen, Erwägungen, Bedenken? Jetzt gilt es handeln — hart und entschlossen und blitzschnell. Herrgott, nur jetzt nicht schwach werden, nur jetzt nicht festliegen müssen vor übermächtigem Widerstande!

Nur jetzt vorwärts, vorwärts zum letzten, entscheidenden Kampf!

Die Karabiner schußfertig in der Hand, fauern wir auf unseren Wagen. Traben die Chaussee dahin, spähen nach allen Seiten, erkennen plötzlich die Türme Rigas vor uns über einem Waldstück. Erkennen plötzlich, daß auf den Seitenwegen dichte Kolonnen in gleicher Richtung wie wir vorwärtseilen — die Bolschewisten, die wir überrannt und hinter uns gelassen haben, hasten fliehend vor unserem Gros her und suchen wie wir die Brücken zu erreichen. Haben sie uns erkannt oder halten sie uns für ihresgleichen? Wir nehmen die Stahlhelme ab — vielleicht merken sie dann nicht, wer da in graufigem Wettlauf mit ihnen der Stadt zustrebt. Wir erhalten M.-G.-Feuer: einer unserer Flieger hält uns für fliehende Rote und schießt in unsere Kolonne hinein, bis er durch Leuchtzeichen aufgeklärt wird, daß wir uns als Keil in der Masse der Feinde an die Stadt heranschieben. Und dann jagt ein Reiter in gestrecktem Galopp an unserer Kolonne vorbei und setzt sich an die Spitze des Reiterzuges, der vor den Gefährten hertrabt — Hans von Manteuffel, der Führer unseres Stoßtrupps, der von Dsilne aus, wo das Gros der Truppen sich eben zu sammeln beginnt, uns nachgeeilt ist, um seinen Stoßtrupp selbst zum Sturm auf Riga zu führen. „Kinder, habt ihr aber Tempo im Leibe!“, soll er einigen seiner Freiwilligen zugerufen haben. Jetzt wird der Siegesglaube zu fester Gewissheit. Jetzt wird das Fieber des Vorstürmens zum Rausch, der keine Gefahr mehr kennt . . .

Da holpern und klappern unsere Gefährte schon zwischen den ersten Häusern der Rigaer Vorstadt über das Kopfsteinpflaster. Von den Wagen herunter! Ein russisches M.-G. steht schußfertig an der Straßenecke — ohne Bemannung — Schloß heraus — weiter! Ein Roter ohne Gewehr sinkt mit erhobenen Händen flehend in die Knie — ein Schlag mit der Handgranate über den Schädel — er fällt hin — weiter! Aus einem Garten wird geschossen — schnell vorbei — weiter! Eisenbahnschienen — links vom Bahnhof Sassenhof her nähert sich ein Eisenbahnzug — die Infanteriespitze stürmt vor



Die Baltische Landeswehr auf dem Vormarsch in Rurland
(12. Februar 1919)

ihm über das Gleis — es ist ein Militärtransport — wir nehmen aus nächster Nähe die langsam vorbeifahrenden Frachtwagen und Plattformen, die voller roter Soldaten sind, unter Feuer — das Geschütz Medems proht ab, sucht mit direktem Schuß die Lokomotive zu treffen — vergebens — der Zug fährt vorbei, verschwindet in immer schnellerem Tempo — wir stürmen weiter. Menschen stürzen aus den Häusern, wollen uns begrüßen — wir haben keine Zeit — vorwärts, zu den Brücken! Aus einer Haustür tritt ein russischer Soldat, schießt, verschwindet wieder im Hause — eine Handgranate abgezogen, hinein ins Fenster — Scheiben klirren — ein furchtbarer Knall — aus der Tür stürzt schreiend eine verwundete Frau — weiter, weiter, vorwärts zur Brücke!

Und dann stehen wir tief atmend am Dünaufer, an der Lübeckbrücke!! Um uns knatterndes und pfeifendes Infanteriefeuer, aber vor uns — vor uns — kein Schütze zu sehen, und da biegen auch schon ein paar Mann von uns um die Ecke und

rennen auf die Brücke zu, verschwinden hinter dem Gebälk des hohen Geländers. Aber am jenseitigen Ufer — da sitzt der Feind, von da her schwirrt und prasselt es hageldicht herüber zu uns. Wir bringen unser 1. M.-G. in Stellung und jagen einen Gurt durch in die Holzbaracken auf dem jenseitigen Ufer, wo die Schützen sein müssen. Und dann stürmen auch wir vor, und seltsam wach und bewußt erlebe ich das Klappern meiner benagelten Stiefel auf den hölzernen Brückenbohlen. Vor uns laufen einzelne Schützen des Stoßtrupps, andere liegen am Brückengeländer und zielen durch das Bitterwerk — dabei dauert das feindliche Schützen- und M.-G.-Feuer mit unverminderter Heftigkeit an . . . Dann liegt vor uns, mitten auf der Brücke, ein Toter in Feldgrau — neben ihm die Offiziersmütze mit rotem Rande — Leutnant Olbrich, unser Schwadronsführer, mitten im siegreichen Vorstürmen durch Kopfschuß gefallen . . . Plötzlich donnert hinter uns etwas heran — kaum haben wir Zeit, beiseite zu springen, da jagt in gestrecktem Galopp

ein Geschütz der Batterie Medem an uns vorbei, dahinter ein schweres M.-G., rechts und links ein paar Reiter . . . Und dann werfen wir uns am Ostende der Brücke hin und feuern, was der Lauf hergibt — auf die Holzbuden des Dünamarktes, in denen wir deutlich die roten Schützen erkennen, auf die Fenster, aus denen Maschinengewehrläufe hervorschauen, auf die Straßenecken, hinter denen der Feind sich duckt. Und plötzlich unmittelbar neben uns ein Knall, daß uns die Ohren zufallen. Da steht mitten im Infanteriefener des Medemsche Geschütz, ein Leutnant hockt auf dem Lafettenschwanz und hat eben den ersten Schuß in eine der Heizbaraden hineingeseht. Albert Leo Selageter greift als Artillerieschütze in den Kampf ein! Noch ein Schuß und noch einer — da schweigt das feindliche Feuer, und wir springen auf, gewinnen im Laufschritt das Ufer, eilen auf die Straßenausgänge zu, ohne Widerstand zu finden. Was von den Feinden nicht tot oder schwer verwundet ist, hat das Dünaufer geräumt.

Hauptmann v. Medem und unser Stoßtruppkommandeur beschließen, sofort mit dem Geschütz und dem schweren M.-G. zur Zitadelle durchzustößen, wo ein Teil der von den Bolschewisten verhafteten Rigaer Deutschen interniert sein soll. Ich darf mit meiner 1. M.-G.-Gruppe mit; ein paar weitere Stoßtruppler schließen sich an. Je ein bis zwei Schützen besetzen die Straßenzüge der Innenstadt; ein Zug wird am Bahndamm im Osten angesetzt, der schon unter dem Feuer der Bolschewisten liegt, die mit uns zugleich die Stadt zu erreichen strebten und nun über die alte Eisenbahnbrücke strömen, die wir nicht rechtzeitig haben besetzen können. Ein Zug ist als Sicherung für die Lübeckbrücke gegen rückwärtige Angriffe auf dem Westufer zurückgeblieben. Werden die 120 Mann sich halten können, bis das Gros herangekommen ist?

Unser lächerlich kleines Detachement rückt erst am Dünaufer, dann durch die Straßen der Innenstadt auf die Zitadelle zu. Von überall her beginnen jetzt wieder die Kugeln zu pfeifen. Straße für Straße muß im Gefecht gewonnen und beim Weiterücken sogleich wieder preisgegeben werden. Langsam nur kommen wir vor-

wärts. Aber dann sehen wir die weißen Mauern der Zitadellengebäude vor uns. Das Feuer ist verstummt; das Gefängnis scheint von den Roten nicht verteidigt zu werden. Ein einzelner bolschewistischer Reiter in hoher Fellmütze kommt im Schritt auf uns zu. Ein Parlamentär? Manteuffel gibt Befehl, nicht auf ihn zu schießen, und will eben über die Querstraße, die den Weg zur Zitadelle kreuzt, weiter vorgehen, da peitscht von rechts her der scharfe Knall eines Gewehrschusses. Mit einem Ruck dreht der Kommandeur sich halb rückwärts, die Mütze fällt ihm vom Kopf, lautlos bricht er zusammen . . .

Wir haben den Schützen, der hinter einer Treppenstufe in guter Deckung lag, aufgespürt und erledigt. Wir haben dann unter Führung Hauptmann v. Medems die Zitadelle besetzt und zwei Stunden lang gegen alle Angriffe gehalten, ohne Verbindung mit unseren Kameraden an der Brücke und am Bahndamm. Wir hörten später, daß in den Kämpfen hinter unserem Rücken die Bolschewisten Schritt für Schritt vordrangen und ganz nahe daran waren, die Stellungen der Landeswehr zu erdrücken. Und dann war unsere Hauptmacht doch gerade noch zur rechten Zeit gekommen. Wir gingen durch den Jubel der befreiten Stadt und sahen unsere Angehörigen wieder — manchen freilich nur als furchtbar verstümmelte Leichen, denn das Hauptgefängnis im Nordosten Rigas konnte erst in den Nachmittagsstunden besetzt werden, und da hatten die Henker ganze Arbeit getan.

*

Wir haben später Jahre erlebt, in denen wir den Sinn der Blutopfer jener Tage nicht verstehen konnten, weil wir glaubten, um den Sieg betrogen zu sein. Die Zeit war noch nicht reif für den Kampf, den damals die Deutschen im Osten aufgenommen hatten — den Kampf gegen die Mächte der Zerstörung und Verneinung, deren unverschämteste, furchtbarste Gestalt des Bolschewismus ist. Heute haben wir erkannt, daß kein Tropfen Blut vergebens geflossen ist. Wir haben erkannt, daß jedes Opfer heilige Verpflichtung für die Überlebenden und Nachfahren bedeutet. Der Kampf, der damals begonnen wurde, geht weiter, und wir wissen, daß er zum Siege führt.



Albert Leo Schlageter
Von den Franzosen erschossen am 26. Mai 1923
in der Golzheimer Heide

Herbert von Hoerner

Eine Gedenkfeier

Auf dem Waldfriedhof, der abseits der Landstraße außerhalb des Städtchens M. liegt, hat eine Anzahl von Menschen sich eingefunden. Es mögen etwa hundert sein. In der Mehrzahl sind es Männer, zu denen sich eine Gruppe von Jünglingen und Knaben gesellt. Auch einige Frauen sind dabei und junge Mädchen.

Die Menschen sind aus der Stadt nach dem Waldfriedhof hinausgepilgert, um an dieser Stätte des Gedenkens eine Feier zu begehen. Es ist der 22. Mai.

Am 22. Mai des Jahres 1919 wurde Riga von der Herrschaft der Bolschewiken befreit.

Über Zahl und Zusammensetzung der Truppen, die Anfang März unter deutschem Oberbefehl zur Offensive angeführt wurden und an den Kämpfen um Riga unmittelbar beteiligt gewesen sind, sind dem Verfasser die folgenden ungefähren Angaben gemacht worden:

Deutsche Freikorps . . .	6000	Mann
Baltische Landeswehr .	1800	"
Lettische Freiwilligen- formationen	600	"
Russische Abteilung . .	200	"

Die Stärke des Gegners läßt sich auf das Drei- bis Vierfache dieser Zahl schätzen.

Der Baltischen Landeswehr fiel an diesem Tage die Ehre zu, zum Kernstoß angeführt zu werden und als erste der Befreier in die Stadt einzudringen. Darum feiert sie, Jahr für Jahr, die Erstürmung Rigas als ihren großen Tag. Der 22. Mai ist der Festtag der Baltischen Landeswehr, und jedes baltische Herz feiert ihn mit.

Dem Kampf um Riga sind andere Kämpfe vorausgegangen und weitere sind ihm gefolgt. Das Gedenken des Tages gehört nicht denen allein, die um Riga fielen, es gehört allen, die ihr Leben ließen als Opfer des Bolschewismus und als seine Besieger. Und wo sie ihre Stätte der ewigen Ruhe haben, diese Opfer und Besieger zugleich, da ist an diesem Tage Wallfahrtsort.

Die Menschen, die sich auf dem Waldfriedhof beim Städtchen M. zu gemein-

samer Feier zusammengefunden haben, nehmen, in Gruppen geteilt, Aufstellung um ein Grab, an welchem ein Kranz niedergelegt wird. Der Kranz gilt nicht dem einen Grabe allein, er gilt zugleich auch den anderen Gräbern dieses Friedhofes und aller Friedhöfe, zu denen an diesem Tage gewallfahrtet wird, und er gilt noch für das Grab des Unbekannten Soldaten der Baltischen Landeswehr, wer weiß wo.

Die Männer in dunklen Anzügen, keiner von ihnen mehr jung und etliche schon bedenklich weit in den Jahren, die in den Augen der Jugend sie alt erscheinen lassen, sind ehemalige Mitkämpfer, Angehörige der Baltischen Landeswehr. Einstmals eine Truppe, heute ein Verein, so gedenken sie, auf den Spazierstock gestützt, der Zeit, da sie deutsche feldgraue Uniformen trugen und deutsche Waffen führten. Nicht von den Schlechtesten hat man damals gesagt, sie seien zwar keine Soldaten, aber Krieger seien sie doch. Heute in ihrem Zivil sind sie weder mehr das eine noch das andere. Nur Kämpfer, freilich, Kämpfer kann man immer noch sein. Denn das wird ja nicht zugleich mit der Uniform abgelegt.

Ihnen gegenüber, Front gegen Front, so daß sie das mit dem Kranz geschmückte Grab zwischen sich haben, steht die Jugend. Auch sie, die jungen Burichen und Bürschlein, sind in Zivil. Sie tragen keine Uniform, wie sie im Reich die deutsche Jugend trägt, aber es drückt sich in ihrer Haltung und auf ihren Gesichtern etwas aus wie eine große Einmütigkeit der Gesinnung, auf die es schließlich doch mehr ankommt als auf die Gleichheit des Kleides, das man trägt. Sie haben noch keinen Waffenrock getragen, und wenn sie einmal einen tragen werden, wird es kein deutscher sein.

Abseits der strengeren männlichen Ordnung stehen zwanglos in ihrer Gruppe die Frauen und Mädchen, helles Kleid neben dunklem, Jugend und Alter gemischt.

Eine Rede wird gehalten. Der Redner spricht von der Bedeutung des Tages,



Hans Baron Manteuffel
Kommandeur des Stoßtrupps der Baltischen Landeswehr

der die kleine Truppe, die Baltische Landeswehr, an Zahl gering, an Ausbildung mangelhaft, kraft des Geistes, der sie beseelte, und dank dem Schicksal, das über sie bestimmte, emporhob in die Sichtbarkeit eines Geschehens von europäischen Ausmaßen. Wie zwei strahlende Lichter steigen aus seiner Rede zwei Namen auf, ein baltischer, ein reichsdeutscher:

Manteuffel, Schlageter. Es sind die Namen zweier Toter. Der dritte bleibt ungenannt. Es ist der Namenlose, der Unbekannte Soldat. Er fiel in Feindeshand. Den Ort, da seine Gebeine ruhen, kennt nur Gott. Aber auch ihm gilt der niedergelegte Kranz.

Die Rede klingt anders in den Ohren der Alten und der Jungen. Die einen erin-

wert sie an den Tag, den sie miterlebt haben. Nicht alle von den Männern, die auf dem Waldfriedhof angetreten sind, Gedächtnis des Tages zu feiern, waren bei der Einnahme Rigas dabei. Der Soldat hat dort zu stehen und dorthin zu marschieren, wo es ihm befohlen wird. Aber alle haben den Tag erlebt. Ob an der Front, ob hinter der Front, es war ihr Tag. Sie sind von dem Tage. Er ist für sie eine Lebenserinnerung.

Für die Jugend ist es ein Tag aus der Geschichte ihrer Heimat. Für die meisten von ihnen liegt er noch vor ihrer Geburt. Sie nehmen teil an der Feier, wie anständige Jugend teilzunehmen hat an Veranstaltungen, die ihr Volkstum betreffen: in der Haltung, die der Feierlichkeit des Augenblicks angemessen ist. In einigen von ihnen regt sich vielleicht ein kleines Neidgefühl den Alten gegenüber, die von sich sagen dürfen, daß sie dabei gewesen sind. Und alle werden von sich selber denken, daß sie nicht schlechtere Kerle sind, und darin sollen sie recht haben! Vielleicht auch spüren sie, wie über das Grab von den Alten zu ihnen herüber eine Brücke sich wölbt, die das Vergangene mit ihrer Gegenwart verbindet. Denn die Baltische Landeswehr, das ist die Verbindung, die Brücke vom baltischen Einst zum baltischen Jetzt. Der ehemalige Frontsoldat und die Gegenwart . . .

Der Redner kommt mit seiner Rede zu Ende. Aber die letzten Worte sind noch nicht gesprochen, da löst sich aus dem Schatten der Birken, überflimmert von Lichtern, die durch das Laub brechen, grau eine Gestalt los, lautlos näher schreitend. Ein Mann ist es. In geringer Entfernung bleibt er verharrend stehen. Ein Stahlhelm, tief in die Stirn gedrückt, läßt seine Augen kaum erkennen. Er scheint von einem zum anderen zu blicken. Bekleidet ist er in einen bis auf das Gras, in dem seine Füße verschwinden, herabreichenden Pelz, wie ihn der Posten unternahm in eisfalter Nacht, um nicht zu erfrieren. Den Kragen des Pelzes hat er hoch hinaufgeschlagen. Seine Hände sind in die langen Ärmel versteckt. Er ist ohne Waffen. Mit den Schultern macht er eine Bewegung, als fröre ihn, und schiebt die Hände noch tiefer kreuzweise in die Ärmel. Das

Licht spielt über ihn hin. Ein warmer Maiwind regt das Laub der Birken. Weiß leuchten ihre Stämme. — Ist die Gestalt nur ein Spiel von Licht und Schatten?

Der Mann kommt näher. Jetzt steht er am Grabe, beugt sich auf den Kranz nieder, blickt auf und wendet den Kopf hin und her. Und, als hätte einer die Frage an ihn gerichtet, wer er sei, wird seine Stimme hörbar, indem er sagt: „Ich bin der Unbekannte Soldat der Baltischen Landeswehr. — Aber wer seid ihr?“ —

„Hier, hier!“ — ruft es aus der Reihe der Alten. „Die Baltische Landeswehr sind wir. Komm zu uns, Kamerad! Aber sag uns deinen Namen. Wir erkennen dich nicht!“

Er blickt sie an, die Reihe entlang, einen nach dem andern. — „Ich erkenne euch auch nicht“, sagt er. Der Stahlhelm bewegt sich in verneinender Weise. Es ist ein langames Den-Kopf-Schütteln. — „Ihr? Die Baltische Landeswehr? — Nein. — Ihr seid alt. Die Baltische Landeswehr war jung. Ich war jung, als ich starb.“

„Hier, hier!“ ruft's bei den Jungen. „Komm zu uns, Kamerad, wenn du die baltische Jugend suchst. Wir sind die baltische Jugend.“

Der Stirnteil des Stahlhelms wendet sich der Reihe der Jugend zu und darunter werden die Augen heller und deutlicher erkennbar. — „Ihr?“ sagt der Mann. „Ja, ihr seid jung, jung wie es die Baltische Landeswehr war, als ich starb. Zwei Jahre Alter hatte ich zu meiner Jugend hinzugelogen, damit sie mich nahmen. Bei Wenden bin ich gefallen. Es ist nicht schön, auf einem Rückzuge fallen. Aber das muß auch sein.“

Er zieht seine Hände aus den Ärmeln, schlanke, jugendliche Hände sind es, und schiebt sich den Stahlhelm zurück aus der Stirn. Ein junges Gesicht wird sichtbar, blühend, fein, edel. Er blickt zu den Frauen und Mädchen hinüber, lächelt schalkhaft und grüßt ein wenig lässig, mit einer ganz kleinen Verbeugung, indem er zwei Finger der rechten Hand an den Rand des Stahlhelms legt. — „Verzeihung“, sagt er, leider unmöglich, mich vorzustellen. Bin namenlos.“ —

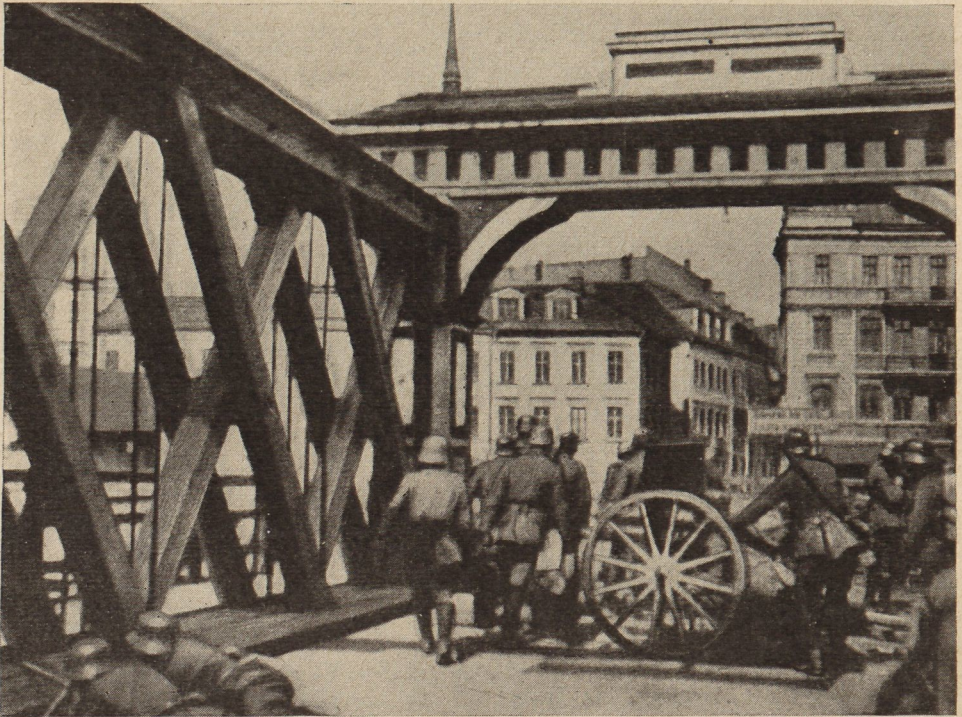
Er setzt sich, den Pelz fest um die Knie ziehend und den Kranz behutsam zur Seite schiebend, auf den Hügel des Grabes, den Rücken an das niedrige steinerne Kreuz gelehnt. — „Hab' lange Posten gestanden“, sagt er. „Bin müde. Erlaubt, daß ich sitze. Und so, als sei er hier der Hausherr und alle anderen seine Gäste, fordert er sie mit einer Bewegung der Hand auf, gleichfalls Platz zu nehmen im Gras und auf den Gräbern.

Er lacht ein kleines verschmitztes Lachen. — „Für wie alt haltet ihr mich?“ fragt er. Und ohne erst eine Antwort abzuwarten, spricht er weiter. „Ich gab mich für siebzehn aus, und auch da noch hatten sie Bedenken, mich zu nehmen. Noch keine sechzehn war ich, als ich bei Wenden fiel. Aber ich hätte es nicht nötig gehabt, die anderthalb Jahre hinzuzulügen, und die Bedenken, die die Herren hatten, mich in die Baltische Landeswehr einzureihen, waren ganz überflüssig. Denn ich bin ja in Wirklichkeit viel, viel älter, älter, als

Ihr es mir werdet glauben wollen. Ich bin“ — seine Stimme sinkt zum Flüsterton herab —, „aber lacht mich nicht aus, glaubt es mir, ich bin nicht fünfzehn oder siebzehn, sondern siebenhundert Jahre alt. Vielleicht irre ich mich um ein paar Jahrzehnte. Es kommt nicht darauf an.“

Er blickt in den Himmel hinauf mit seinen klaren, knabenhaften Augen. Dort zieht am tiefen Blau, über das funkelnde Grün der Birken emporsteigend, weiß eine lichte Wolke hin. — „Weiß und Blau“, sagt er, „waren die Farben der Baltischen Landeswehr.“ — Sein Blick kehrt zur Erde zurück.

„Ihr feiert einen glückhaften Tag“, sagt er. „Bei Wenden, das war kein glückhafter Tag, das war ein unglückhafter. Und solcher unglückhafter Tage habe ich viele, ach, viele mitgemacht. Man sollte auch die unglückhaften Tage feiern. Erinnert ihr euch an die Schlacht bei Saule? Ha, ha, ein bißchen lange her. Wie steht es, ihr meine jungen Kame-



Der Kampf auf der Lübeckbrücke in Riga am 22. Mai 1919

raden, mit euren Geschichtskenntnissen? Seine Heimatgeschichte sollte jeder kennen. Die Schlacht bei Saule? — 1236, am 22. September. Die Litauer waren es. Wir hatten ihnen übel mitgespielt. Die Buße war blutig. Mir trieben sie das Pferd in den Sumpf und erschlugen mich mit Knüppeln. Der Meister fiel. Nur wenige kamen mit dem Leben davon, die Unglücksbotschaft nach Riga zu bringen. Ich habe es bis in den Sumpf herein, der mich Erschlagenen verschlang, gehört, wie sie in Riga wehklagen. — „Mit uns ist es aus“, riefen sie. „Die Schwertbrüder vernichtend geschlagen. Das Werk des Bischofs Albert ist zerstört, Marienland verloren. Wir können es nicht halten. Es ist aus.“ — Und etliche packten ihre Satteltaschen und ritten, nein, sie fuhren, denn der Landweg war ja durch die Litauer versperrt, mit Schiffen heim ins Reich.

Es war nicht aus. Der Deutsche Ritterorden nahm die Trümmer des Schwertbrüderordens in sich auf und machte das Land zu einem Teilgebiet seines Staates.

Hu! Auf dem Eise des Peipussees war es kalt. Alexander Newski war es, der uns mit seinen Russen die schwere Niederlage beibrachte. Vom erlöschenden Feuer meines jungen Leibes schmolz unter mir das Eis und ich sank zur Heze Peipa hinab. Sie hat mich nicht festzuhalten vermocht. Wir waren von allen Seiten bedroht, aber wir haben uns doch gehalten.

Wir haben uns gehalten gegen Andrang von außen, gegen Aufstand von innen und, o Himmel, gegen die eigene Uneinigkeit. Es ist erstaunlich, von wie viel Niederlagen man sich wieder aufrichten kann, wenn man nur selber sich nicht für erschlagen hält. Ihr seht mir noch lange nicht erschlagen aus, ihr meine jungen baltischen Kameraden.

Aber war es nicht wirklich und vollends aus damals, vor etwa dreieinhalb Jahrhunderten, als der Orden sich auflöste, die Einheit Livlands zerfiel, seine Selbständigkeit hinsank und die Nachbarn sich jeder sein Stück davon nahmen? — Ja, damals war etwas aus. Zu Ende war es mit der Geschichte der ältesten deutschen Kolonie als eines Bestandteiles des Reichs. Livland nicht mehr ein Bestandteil des Reiches, abgespalten davon, — hat es da noch einen Sinn, von baltischer Geschichte zu

reden, wenn die baltische Geschichte doch keinen deutschen Sinn mehr haben sollte? — Aber das ist es ja eben, daß die baltische Geschichte nicht aufgehört hat, einen deutschen Sinn zu haben, trotz Zerfall, trotz Loslösung vom Reich. Sie kann keinen anderen Sinn haben als einen deutschen, und sie hat ihn heute noch.

Ihr feiert einen Sieg. Ich habe viele Niederlagen erlebt. Es ist mein Grab, das ihr mit einem Kranz geschmückt habt. Ihr habt ihn niedergelegt am Grabe des unbekannteren baltischen Soldaten, gefallen in verlorener Schlacht. Ich danke euch für den Kranz.

Es ist mir jahrhundertlang nicht vergönnt gewesen, als deutscher Soldat für eine deutsche Sache zu kämpfen. In der Baltischen Landeswehr ist es mir vergönnt gewesen. Ich trug das Feldgrau des deutschen Soldaten, ich führte seine Waffen, und es war mir dabei nicht aufgetragen, gegen euch, meine Brüder, zu kämpfen. Ich habe oft Bruder gegen den Bruder kämpfen müssen. War ich „polnisch“, so war er „schwedisch“. War ich „schwedisch“, so war er „russisch“. Es ließ sich nicht vermeiden, daß wir gegeneinander standen, der Bruder und ich. Da waren manchmal für mich Sieg und Niederlage in ihrem Wert vertauscht. Sieg war nicht mein Sieg, aber die Niederlage, ja die war immer mein, nur daß ich mich manchmal darüber gestreut habe. Aber zuletzt, ja zuletzt, da bin ich dann doch als deutscher Soldat gefallen, als Balte und deutscher Soldat. Es war bei Wenden, auf dem Rückzuge, ich freute mich nicht. Zwei Jahre, nein, fünf Jahre früher, bei Allenstein ist es gewesen, hatte meinen älteren Bruder, ich liebte ihn sehr, als russischen Offizier die deutsche Kugel getroffen. Vielleicht hat er sie gesucht. Er hatte seinen Fahneid geschworen, und den soll man halten. — Wißt ihr, wem dieser Kranz, den ihr an meinem Grabe niedergelegt habt, noch gehört? — Er gehört auch noch allen jenen Baltten, die im Kampf gegen Deutschland gefallen sind, weil sie ihren Fahneid hochhielten. Um das zu verstehen, muß man ein Deutscher sein. Verstehen wir uns, meine jungen baltischen Brüder?

Das Baltische war ein Ideal. Und weil es das war, darum konnte es sich nie

in einem wirklichen Menschen ganz bis zur Vollendung verkörpern. Auch noch dem Besten haften im Leben menschliche Mängel an, gehörige Mängel. Nur bei den Toten dürfen wir über sie hinwegsehen. Darum auch tritt uns das Bild des idealen Balken nirgends so leidhaft vor Augen als über Gräbern.

Der dritte Abschnitt der baltischen Geschichte hat begonnen. Ihr steht an seinem Anfang. Ihr seid der Neubeginn. Wird dieser dritte Abschnitt wiederum ungefähr drei und ein halbes Jahrhundert dauern? — Ihr, die Lebenden, wißt es nicht, und ich, der Tote, weiß es auch nicht, und wüßte ich es, dürfte ich es euch nicht sagen. — Hat das Baltische eine Zukunft? — Es hat eine Gegenwart, die seid ihr. — Es kam eine richtige Zukunft nur aus einer richtigen Gegenwart kommen. Seht zu, meine jungen baltischen Kameraden, daß ihr eure baltische Gegenwart richtig lebt.“

Er richtet sich aus seiner zusammengefunkenen Stellung auf, bleibt aber, auf die eine Hand gestützt, sitzen. Mit der anderen macht er, den langen Pelzármel schwenkend, beschwörende Bewegungen. Sein Blick ist wie in die Ferne gerichtet, so als würden für ihn Baum und Busch, die, dicht belaubt, den Waldfriedhof umhüten, durchsichtig und er sähe, was dahinter liegt, bis zum Horizont.

„Die Wege, die ihr hergepilgert seid“, sagt er, „aus der Stadt und auch vom Lande. Blickt um euch, schaut zurück! Ach, armes Land! Der Acker zerstampft von Rossfuß, am Himmel Rauchfahnen. Die Pflugsschar knirscht an etwas Hartem und gräbt ein Stück verrosteten Eisens heraus. Ist es ein abgebrochener Schwertgriff, ein Splitter von einer geplatzen Granate? — Es ist zu allen Zeiten viel Eisen in unsere Heimat Erde gesät worden, und Blut hat sie gedüngt. Und dort —“ er zeigt und blickt wie gebannt, „— was hebt sich, was wirft den Boden auf, als wühlte darin ein ungeheurer Maulwurf sich hoch? Gemäuer ist es, oben bröckelnd, von unten herauf wächst es nach. Es wächst heran. Es droht, die Bäume des Friedhofs zu erdrücken, euch und mein Grab zu verschütten. Steh still, ich beschwöre dich, du im Wachsen schon zerfallender, du uns erschlagen-

der Bau! — Der Spuk ist gebannt. Ihr könnt näher an ihn herangehen, er tut euch nichts. Betretet die Trümmerstätte, seht euch darin um, betrachtet sie genau. Das alte Mauerwerk. Hier — der Ansaß eines Gewölbes, das einstürzte. Dort — der Bogen, der ist noch ganz. Und der Turm steht, nur hat er kein Dach. — Brandgeruch? — Wie lange doch Brandgeruch sich hält im Schutt des von der Flamme ausgezehnten Baus.“

Er ist aufgestanden. Schweißtropfen rinnen unter dem Rande des Helmes an seinen Wangen herab. Und doch steckt er wieder die Hände in die Ärmel, als fröre ihn. Er spricht wie im Fieber.

„Wißt ihr, wo ihr seid? — Am Grundriß erkennt man das Gebäude. Ihr seid im Hause der baltischen Vergangenheit. Laßt euch von ihr nicht erdrücken! Aber lernt es, sie zu betrachten, um sie und euch darin zu verstehen!“

Er hält im Reden inne, und so, als sei ihm plötzlich ein heiterer Gedanke gekommen, lächelt er, und um den fast noch kindlichen Mund spielt wieder der schalkhafte Zug. Und wie ein Redner, der, um die Wirkung dessen, was er zu sagen hat, zu erhöhen, die Zuhörer ein wenig darauf hat warten lassen, spricht er, ohne daß von seinem Gesicht der heitere Ausdruck weicht, die Worte:

„Die baltische Geschichte ist eine Brändruine. Benutzt sie als Steinbruch!“

Er bückt sich. Mit den knabenhaft schlanken Händen rückt er den Kranz, der sich von seinem Sitzen verschoben hat, auf dem Grabe zurecht, richtet sich auf, blickt keinen mehr an, wendet sich langsam zum Gehen.

Seine Füße in den schweren Soldatenstiefeln hinterlassen im Grase keine Spur. Der lange Soldatenpelz, wie ihn der Posten umnahm in eisfalter Nacht, um nicht zu erfrieren, schleift über Graspitzen und zarte Blüten hin. Sie bleiben davon wie unberührt. Zwischen den weißen Stämmen der Birken, umflimmert vom Licht, das durch leise bewegtes Laub bricht, wird seine Gestalt unsichtbar, als habe sie sich aufgelöst in ein Spiel von Licht und Schatten, zur Mittagsstunde auf dem Waldfriedhof, im Hauch des milden Maiwindes.



Memelland

Du salziges Seeland, langgestreckt und schmal,
Wie Pfad der Elche, wie ein Dünenschwillen,
Ufer der Kiefern und der starken Winde,
Ich ward dir Freund um deiner Liebe willen!
Dem Reich getreu ist deiner Bauern Pflug,
Das Reich erstrebt dein Fischer und dein Reiter,
Das Reich die Stadt, die darbt und hofft und schafft,
Und deine grüne Weite schien ein Gleichnis
Der Frauentreu, mild wachend, stark und heiter.

Hans Friedrich Blunck

Niels v. Holst

Die Museumschöpfung Brukenthals in Hermannstadt

Ein kultureller Mittelpunkt des Deutschtums in Rumänien

Wer den weiträumigen „großen Ring“, den so charakteristisch deutschen Marktplatz von Hermannstadt in Siebenbürgen betritt, dem fällt in der Reihe der Bürgerhäuser von mittlerer Größe als stattlichster Bau aus älterer Zeit ein Palais von neun Fenster Breite und drei Stockwerk Höhe ins Auge, dessen Unsehnlichkeit noch durch ein riesiges, zweifach gebrochenes Dach gehoben wird. Die Schaufseite des Hauses und die Seitenflügel des ersten Hofes, in den man durch ein Mittelportal gelangt, wurden, wie uns Urkunden berichten, seit 1778 errichtet, der Querbau im Hofe und die dahinterliegenden Wirtschaftsgebäude eines zweiten Hofes sind einige Zeit später vollendet worden. Das Erdgeschoß der Schaufseite, heute durch Ladeneinbauten beeinträchtigt, befaß früher durch schmiedeeiserne Gitter abgeschlossene Fensteröffnungen; eine Reihe mit Ketten verbundener Prellsteine grenzte den Vorplatz des Gebäudes gegen die Fläche des „großen Ringes“ ab. Der Name des Baumeisters, der dem Spätbarock angehört, ist nicht überliefert; daß er aus Wien kam, erkennt man auf den ersten Blick. Das stolze Bauwerk — das Brukenthalsche Palais — ist einer jener zahlreichen Vertreter der glänzenden süddeutschen Kultur des Wiener Kaiserhofs, die wir allenthalben im südosteuropäischen Raum noch heute antreffen.

Die meisten Besucher Hermannstadts wenden ihr Augenmerk jedoch weniger dem Gebäude zu, als seinem Inhalt: es birgt heute eine Vielfalt von Sammlungen, die sich zum „Brukenthalschen Museum“ zusammenschließen. Wir sehen u. a.: eine heimatkundliche Sammlung, die seit einem Jahr z. T. neu aufgestellt ist;

sie enthält alte Waffen, Kunstsachen, Möbel, Hausgerät, Gegenstände zu kirchlichem Gebrauch und veranschaulicht den rein deutschen Charakter der Siebenbürger „Sachsen“ auch auf dem Gebiet der stofflichen Volkskunde. An anderer Stelle finden sich vorgeschichtliche und archäologische Bestände; ferner eine stolze Reihe von Goldschmiedearbeiten; ein Kupferstichkabinett mit wertvollen Zeichnungen und graphischen Blättern; im Hauptgeschoß die weltberühmte Galerie mit mehr als zwölfhundert älteren Bildern und einer kürzlich begründeten Abteilung neuerer siebenbürgischer Malerei. Schließlich noch die reiche Bibliothek, im Gebiet des heutigen Rumänien in ihren älteren Beständen unerreicht; sie bewahrt die stolze Zahl von 364 Wiegendrucke; 1937 wurden 14 157 Werke aus ihr entliehen. In der Handschriftenabteilung wird das berühmte „Breviarium“ bewahrt, ein Erbauungs- und Kalenderbuch aus der Zeit um 1500, mit köstlichen gemalten Miniaturen niederländischer Meister; es entstammt vermutlich einem böhmischen Kloster.

Es ist nicht zu wenig gesagt, wenn man das „Brukenthalsche Museum“ als den Mittelpunkt des wissenschaftlichen und kulturellen Lebens des Deutschtums im heutigen Staate Rumänien bezeichnet. In der Anteilnahme aller volksdeutschen Kreise, auch der Jugend, am Wachsen und Gedeihen des Museums kommt das vor allem zum Ausdruck; Chor- und Orchesterkonzerte mit Vorführungen deutscher Musik vereinigen an milden Sommerabenden oft mehr als tausend deutsche Kunstfreunde im vorderen Hof des alten Hauses.

Wer war nun Bruckenthal, der Erbauer des stolzen Hauses am „großen Ring“? Und welche Stellung nimmt seine Gemäldegalerie unter den Sammlungen einzelner, nichtfürstlicher Personen ein, die uns aus dem 18. Jahrhundert überkommen sind?

Am 26. Juli 1721 wurde Samuel Bruckenthal in Löschkirch in Siebenbürgen geboren. Im Jahre 1753 erscheint er zum ersten Male in Audienz vor der Kaiserin Maria Theresia; ihr Vertrauen beruft ihn — den Bevollmächtigten seines Heimatlandes — später zum „K. Kommissar und Gubernialpräses in Siebenbürgen“, wir würden heute etwa sagen: zum kaiserlichen Statthalter des Landes, das bekanntlich bis 1918 dem alten Habsburgerstaat angehörte. Nach der Pensionierung des Sechsunsechzigjährigen werden die Kunstsammlungen aus der „siebenbürgischen Kanzley“ in Wien nach dem Hermannstädter Palais überführt; in seinem Testament vermacht Bruckenthal seine Bücherei, seine Kunstschätze und seine Liegenschaften dem evangelischen Gymnasium seiner Heimatstadt, in der er am 9. April 1803 hochbetagt gestorben ist.

Nur wenige Besucher der Berliner Olympia-Ausstellung „Große Deutsche“ im Jahre 1936 wußten sogleich, weshalb neben Stephan Ludwig Roth als bedeutender Vertreter des siebenbürgischen Deutschtums auch Baron Bruckenthal der Gegenwart durch ein Bildnis ins Gedächtnis zurückgerufen wurde; und die meisten Deutschen lasen kürzlich mit Erstaunen, daß das Großdeutsche Reich dem heutigen Leiter des „Bruckenthalischen Museums“ in Hermannstadt, Dr. Speck, für sein Wirken den Prinz-Eugen-Preis verliehen hat. Auf die Rolle, die für die Deutschen der Stadt und des umgebenden Landes das Hermannstädter Museum spielt, haben wir schon hingewiesen. Wie aber hat darüber hinaus die Bruckenthalische Museumschöpfung Weltgeltung erlangen können?

Bruckenthal, der im Dienste der inneren Verwaltung des Habsburgerreichs zu einer der wichtigsten Stellungen aufstieg, war nicht nur ein kenntnisreicher Bücherfreund und geschmackssicherer Förderer des Kunsthandwerks, sondern vor allem

einer der genialsten Gemäldekenner und einer der erfolgreichsten Kunstsammler seiner Zeit. Mit den keineswegs unbegrenzten Mitteln, die ihm zur Verfügung standen, hat er auf dem großen Kunstmarkt Wien, wo so viele erfahrene fürstliche, adlige und bürgerliche Sammler sich gegenseitig die „Perlen“ abjagten, Gemälde gekauft und in wenigen Jahrzehnten eine Galerie aufgebaut, die 1774 im „Almanach von Wien zum Dienste der Fremden“ bereits unter den vier vorzüglichsten der kaiserlichen Residenzstadt genannt wird. Nach der Übertragung der Gemälde nach Hermannstadt entschwand die Sammlung für viele Jahrzehnte den Blicken der Kunstfreunde. Als aber seit den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts von Budapest aus in südöstlicher Richtung Eisenbahnen angelegt wurden, besuchten gelegentlich auch österreichische Museumsfachleute die so gut wie vergessene Galerie in Hermannstadt; einzelne Hauptstücke wurden auf Ausstellungen gezeigt, einige Gemälde nach Wien gesandt und dort restauriert, schließlich der ganze Bestand durchgesehen. Im Jahre 1897 wurden — nach dem Ausscheiden einiger beschädigter Stücke — 1243 Bilder gezählt, darunter 435 deutsche, 462 niederländische, 179 italienische und einige spanische, französische u. s. f. Wenn in diesen eindrucksvollen Zahlen, die an die Museen der großen Weltstädte denken lassen, selbstverständlich auch viele Werke geringeren Ranges, namentlich in den romanischen Schulen, mit eingeschlossen sind, so ist andererseits der Anteil hochwertiger Bilder niederländischer Meister des 15. bis 17. Jahrhunderts und deutscher Barockmaler höchst bemerkenswert.

Heute ist für die Museumsfachleute und Kunstfreunde der ganzen Welt die „Bruckenthalische“ Galerie in Hermannstadt ein Begriff. Wer über altniederländische Malerei, italienische Malerei des 15. Jahrhunderts oder deutsche Barockmalerei sich gründlich unterrichten will, kann eine Reise nach Hermannstadt nicht umgehen. Das Bildnis eines unbekanntes Mannes von der Hand des Jan van Eyck, des Vaters der europäischen neuzeitlichen Malerei nördlich der Alpen, ist weltberühmt. Wenige Jahrzehnte später sind — ebenfalls in den



Konzert im Hof des Brukenthalischen Museums in Hermannstadt

Niederlanden — die Bildnisse eines Stifters und seiner Frau von Memling gemalt worden; sie erinnern an die Darstellungen auf den Außenflügeln des Memlingschen „Jüngsten Gerichts“ in der Danziger Marienkirche. Unter den altdeutschen Gemälden nimmt eine Maria mit Jesus und dem Johannesknaben von Cranach wohl die erste Stelle ein. Von einem wichtigen Meister der italienischen Frührenaissance, Antonello da Messina,

von dem nur wenige Werke erhalten sind, rührt ein kleines Kreuzigungsbild her. Die venezianische Hochrenaissance ist durch mehrere farbenprächtige Gemälde vertreten, unter denen der Hieronymus von Lorenzo Lotto wohl den Vorrang verdient. In der Abteilung der Barockmaler fesseln uns — neben Bildern von Rubens und Teniers — vor allem hervorragende Werke deutscher Meister aus allen Teilen des Reiches, u. a. von der Hand des in

Königsberg in Pr. 1626 geborenen Michael Willmann¹⁾, des aus Niedersachsen stammenden Christoph Pauditz und des Lübeckers Gottfried Kneller.

Der Galerieschöpfung Brukenthals kann in Südosteuropa nichts zur Seite gesetzt werden; im Nordosten dagegen sind die Sammlungen baltendeutscher Kunstfreunde in gewissem Sinne ein Gegenstück zu ihr. Wieder einmal erscheinen Siebenbürgen und Baltland, die beiden deutschen Kolonialgründungen des 13. Jahrhunderts, nicht zufällig nebeneinander.

Brukenthals Wirken als Staatsmann und Kunstfreund in Wien, nachher aber seine Rückkehr in sein Geburtsland und seine Stiftungen für Siebenbürgen erscheinen uns heute besonders denkwürdig; zu allen Zeiten haben sich die Vertreter der deutschen Volksgruppen jenseits der Grenzen im Mutterland neue Lebenskräfte geholt; nicht alle aber haben in ihren späteren Jahren so gehandelt wie Brukenthal, der den Annehmlichkeiten und Vermöhnungen des Lebens im Herzraum Deutschlands entsagte und den Ertrag seines Wirkens seinen deutschen Brüdern weit draußen zugute kommen ließ²⁾.

¹⁾ Vergl. „Der Deutsche im Osten“ Jg. I, Heft IV Seite 14 ff. (Juni 1938), Dr. Friedrich Wagner: „Michael Willmann — ein ostdeutscher Barockmaler.“

²⁾ Hier sei auch auf den Aufsatz „Baltendeutsche Kunstsammler“ des Verfassers im Dezemberheft 1938 dieser Zeitschrift (Jg. I, Heft 10) verwiesen.

Auf der Welt hat es ewig Licht und Finsternis gegeben — auch ewig hat es Engel des Lichts und der Finsternis gegeben. Wenn sie noch im offenen Felde streiten, so ist die gute Sache noch nicht verloren. Aber wenn die Engel der Finsternis die Fahne der Aufklärung voraustragen lassen und den Glauben an das Licht betrügen und irre führen, dann ist der Kampf schwieriger. Freund und Feind fällt unter gleichen Streichen. Dies alles aber ist nicht immer das Werk des blinden Zufalls — oft spielen menschliche Hände unter der Decke. Diese Finsternis, die sich oft wie's Licht anzieht und das Licht verhaßt macht, diese Finsternis wird sie vor unseren Augen weichen, wenn wir kraftlose Nachbeter im künftigen Geschlechte erziehen, die eingeübt worden sind, nie mit eigenen Augen zu sehen, und daher nicht aufgelegt oder fähig wären, Waffen gegen die Finsternis zu führen?

Stephan Ludwig Roth.

Otto Folberth

Zum 90. Todestag Stephan Ludwig Roths

Erschossen am 11. Mai 1849 zu Klausenburg in Siebenbürgen

Wer lieber den Tod erleidet, als die Waffen streckt, kann nicht überwunden werden.

St. L. Roth.

Mit bewundernswerter Folgerichtigkeit ist der Führer des deutschen Volkes seit dem Frühjahr 1938 am Werke, den Problemen des Südostens Schritt um Schritt (fast ist man verleitet zu sagen: Sprung um Sprung) auf den Leib zu rücken — und schon erstrahlt dies bunte, reichgegliederte, für viele so schwer lesbare Landschaftsbild bis zum Schwarzen Meer hin im hellsten Scheinwerferlicht der europäischen Öffentlichkeit. Ein Stück unseres alten Erdteils, das bis jetzt gewissermaßen am Rande der Geschichte gelebt hat, rückt hiermit in den schöpferischen Raum großen und entscheidenden Geschehens dieser Erde ein. Tausend Fragen versuchen sein noch zukunfts-schwangeres Schicksal zu ergründen. Welche von den an ihn geknüpften Vermutungen, Erwartungen, Hoffnungen wird er erfüllen?

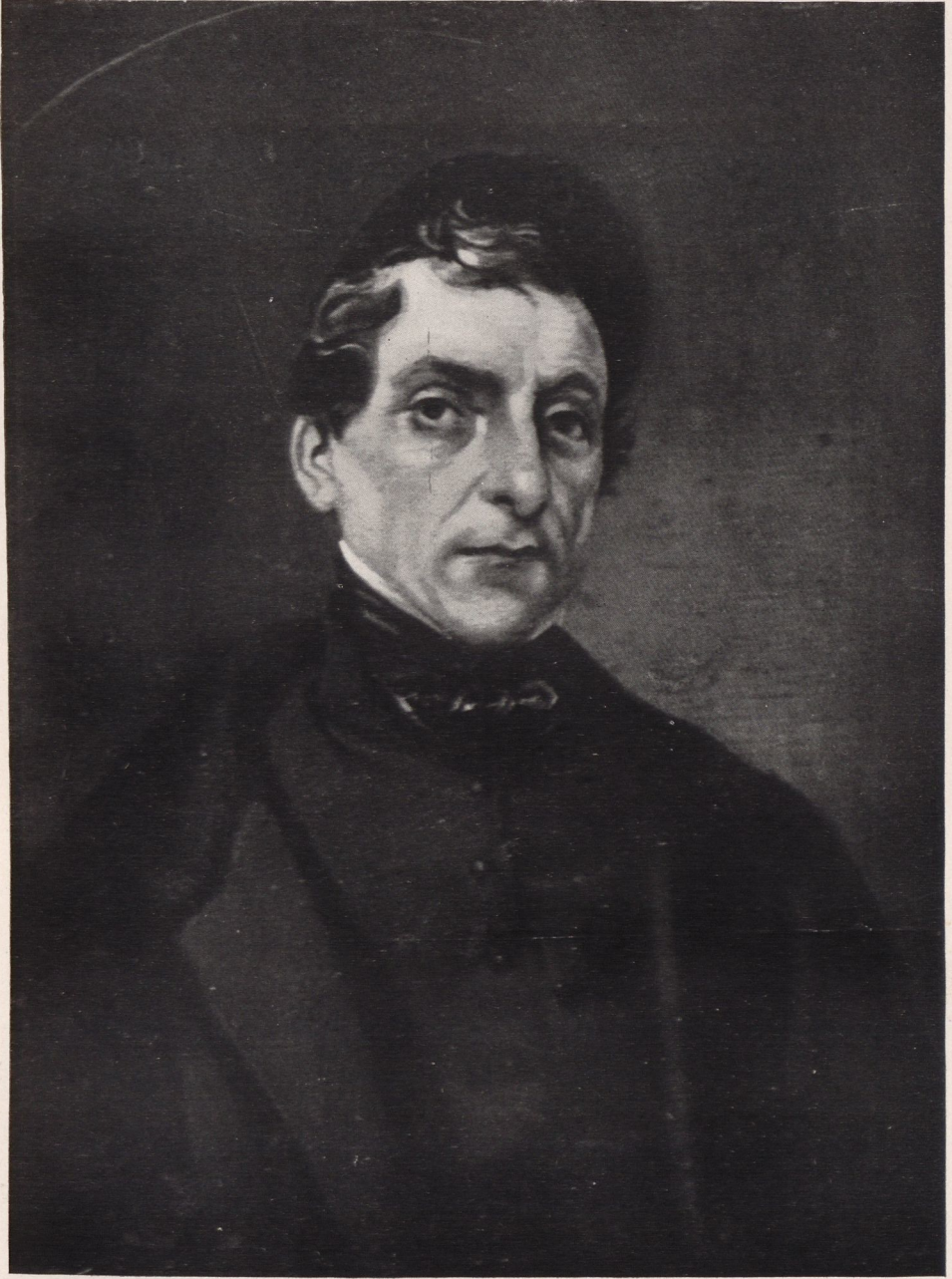
Eines ist klar: um die Schicksalsfülle eines Geschichtsraumes zu erspüren, genügt es nicht, die Landkarte zu studieren. Man muß auch die Menschen dieses Raumes in ihrer eigenen, ja einzigartigen Bezogenheit auf ihn näher kennenlernen. Wie schlimm ist es in dieser Beziehung aber noch um die Kenntnis des Südostens im allgemeinen bestellt! Da konnte doch einer zu den hervorragendsten Männern gehören, die in diesem Raume Geschichte gemacht haben, er konnte sogar deutschen Geblütes und deutscher Geistesprägung sein, er konnte ein Leben lang für die Ehre des deutschen Namens und für die Zukunft des Deutschtums in diesen weiten Gefilden gestritten, ja zum Schluß auch noch den Opfertod für sein geliebtes Volk erlitten haben — das alles genügte nicht, um Deutschland zu veranlassen, auch nur

die kümmerliche Erinnerung an ihn zu pflegen. Die deutsche Geschichte hat ihm noch kein einziges Blatt gewidmet. Wie hätte sie es auch als Reichsgeschichte tun können? O, sie wird noch viele Wässerlein in sich vereinigen müssen, um zur großen Volksgeschichte zu werden, die der deutschen Leistung auf der Welt gerecht wird!

Hochwillkommen fürwahr, daß gerade jetzt ein besonderer Gedenktag auf den Mann hinweist, von dem soeben die Rede war! Vielleicht tragen die letzten großen politischen Ereignisse in diesem Raume auch dazu bei, daß sein Werk im Bewußtsein des Binnendeutschtums, das sich ja nun zwangsläufig von Tag zu Tag erweitern muß, endlich Wurzel schlage.

Stephan Ludwig Roth wurde am 24. November 1796 zu Mediasch in Siebenbürgen geboren. Er entstammte alten deutschen Kolonistengeschlechtern, die schon im 12. Jahrhundert von dem Rhein und von der Mosel ausgezogen waren, um sich im östlichsten Bogen der Karpaten eine neue Heimat zu gründen. Seither leben diese Deutschen, Siebenbürger Sachsen genannt, in enger Berührung mit fremden Völkern, ohne an ihrem Stammes- und Volksbewußtsein die geringste Einbuße zu erleiden. Ja, Martin Opitz, der 1622 vorübergehend in Siebenbürgen weilte, nannte sie sogar „germanissimi germanorum“. Diese Festigkeit des Charakters, im Stahlbad der hundert und aberhundert Anfechtungen des Lebens in der Fremde erworben, mag auch den jungen St. L. Roth auszeichnet haben.

Nach dem Abschluß seiner Gymnasialstudien in Hermannstadt bezog er im Frühjahr 1817 die Universität Tü-



Stephan Ludwig Roth

Gemälde eines unbekannten Malers
im Besitz des Baron Brufenthalischen Museums in Hermannstadt

bingen. Die Reise dorthin dehnte er freiwillig auf ein halbes Jahr aus, nahm längere Aufenthalte in der ungarischen Hauptstadt Pest, in der österreichischen, Wien, und schlug von dort einen weiten Umweg in das damals noch wenig erschlossene Salzkammergut ein, das er auf abenteuerreicher Wanderung durchquerte. Schon darin zeigte sich deutlich seine Neigung, von den breiten Heeresstraßen des Lebens abzuweichen. Was er auf dieser Reise erlebt hatte, wurde in Tübingen zu einem sauber geschriebenen stattlichen Bande verarbeitet und bildet ein Kleinod des Roth'schen Nachlasses. Es ist mehr als eine Reisebeschreibung, es ist ein Erlebnisbuch.

In Tübingen führte Roth ein rechtes Studentenleben. Neben Rneipen und Singen, Reiten und Fechten, Fischen und Krebsen blieb noch Zeit genug fürs Studium. Darin galt seine ganze Liebe vorläufig der Philosophie. Er glaubte in ihr eine ferne geistige Heimat gefunden zu haben, sie ist ihm noch das, was er von ihr fordert: ein Land, das er mit seinen Freunden lachend und streitend befahren kann, um die Wahrheit zu suchen. In diesem Glauben greift er zu den Büchern der Zeit. Je länger er darin liest, desto entfernter klingt das Lachen der Freunde, Hufschlag und Wälterrauschen — endlich klappt eine Kluft zwischen dieser und jener Welt. Aber Roth liebt über alle Maßen das starke frohe Leben und wird der Buchphilosophie gram, ja treulos. „Das Herz geht dabei leer aus.“

Da fällt in seine junge Seele der „Feuerbrand der Theologie“. Und er öffnet wieder die dickleibigen Bücher, hinter denen das hohe Geheimnis der Welt verschlossen liegen soll. Aber auch hier tritt ihm die Wissenschaft „wie ein abgelebter Greis entgegen, der einer anderen Welt angehört, dessen Schritte dem Grabe zueilen“. Und auch diese Flügel schmelzen.

Das reizende Schwabenland zwischen Donau und Rhein wird nun von Tübingen aus, mit Freunden und allein, kreuz und quer durchzogen. Es ist, als ob Roth überall auf der Suche sei nach dem, was Tübingen ihm vorenthalten hatte: nach dem großen Führer. Aber erst im Sommer 1818 winkt ihm aus der Ferne ein Licht. Er hört von Pestalozzi, dem

genialen Schweizer Erziehungsreformer. Sofort werden alle anderen Pläne zurückgestellt. Eine große Reise, die ihn auf väterliche Anregung in die Hauptstädte Europas, nach Paris, London, Berlin hätte führen sollen, wird ohne jedes Bedauern aufgegeben. Unbedenklich, mit der Sicherheit eines Traumwandlers, begibt sich Roth auf den neuen Weg. Aber wiederum zu Fuß und auf Umwegen, denn das Wandern durch seltsame Städte und über hohe Gebirgspässe ist ihm schon zur zweiten Natur geworden.

Pestalozzi lebte damals in Yferten, einem kleinen Ort der französischen Schweiz, nahe dem Neuenburger See. Er zählte fast 75 Jahre, als Roth ihn mit gläubiger Seele aufsuchte. Seine Höhe hatte er fraglos überschritten, doch ließ sein Ruf nichts davon merken. Die Erziehungsanstalt, die in einem staatlichen Schlosse untergebracht war und ungefähr hundert Kinder beherbergte, bildete europäischen Gesprächsstoff. Zahllose Fremde aus aller Herren Länder besichtigten das Institut und verbreiteten die Kenntnis über seine „Methode“.

Roth wurde von Pestalozzi freundlichst aufgenommen und von ihm für ein Jahr verpflichtet, den Unterricht des Lateinischen im Institut zu leiten. Außerdem sollte er, schon eingearbeitet in die Methode, durch Herausgabe eines wissenschaftlichen Werkes über den Sprachunterricht zu ihrer weiteren Verbreitung beitragen. Er gehörte also nicht nur zu dem großen Stab der praktischen, sondern auch zu dem kleinen, erlesenen der wissenschaftlichen Mitarbeiter Pestalozzis.

Unter solchem Eindruck eines ungewöhnlichen Vorbildes, einer verheißungsvollen Sache und früher Erfolge schossen auf der weiten Oberfläche seiner geistigen Vorstellungen die Kristalle zusammen. Er erfuhr in logisch fortschreitender Verdeutlichung das, was die Besten in ihrem Leben einmal überfällt und ewig bindet, die Meisten aber niemals auch nur wittern: seine Aufgabe. Sie hieß: **V o l k s - e r z i e h u n g**.

Es ist kein Zufall, daß der junge, glühende Siebenbürger auf der Suche nach dem Sinn der Zeit damals in der Schweiz landete. In Osterreich herrschte das reaktionäre Polizeiregiment Metternichs, das

in allen fortschrittlichen Bestrebungen Revolution witterte. „In Deutschland“, so schreibt Roth selbst in einem Brief, „sieht es finster aus . . . ein schöner Traum schwebte über Deutschland, er ist zerflissen. Gerne wollte ich diese Blätter in der Geschichte umschlagen, der Genius Deutschlands steht mit gesenkter Fackel. Ein großer Gang fehlte unserer Geschichte d. h. sie hat den Charakter der Charakterlosigkeit . . . wer nicht auf der Oberfläche der bedeutungslosen Gegenwart schwimmt, wer nicht durch die Brille des Zeitgeschmacks falsch sieht, muß von gerechter Trauer erfüllt werden ob dem Leben und Tode, oder dessen, was des Todes ist. Wo öffnet sich dem Frieden, wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?“

Nicht also nur den Führer suchte Roth in Pestalozzi, sondern auch einen Zufluchtsort der Freiheit. Die Schweiz erlebte gerade damals die Jahre ihrer großen sozialen und erzieherischen Reformen. Neben Pestalozzi waren Fellenberg und andere zum Teil in großen Instituten am Werk, um den deutlich brüchig gewordenen Geist der europäischen Menschheit durch einfache, edle Menschlichkeit wieder aufzuwerten. Roth ist seinem innersten Drange nach stets Reformen gewesen. Einem Schwamme gleich sog er alle diese Beglückungs- und Humanitätsideen in sich auf, um sie einmal seiner geliebten Heimat, dem fernen Siebenbürgerlande zu vermitteln. Anträge sowohl von Seiten Pestalozzis als auch Fellenbergs, in der Schweiz zu bleiben oder nach London oder Venedig an höhere Schulen zu gehen, schug er aus. Er lebte auch in der Schweiz eigentlich nur im Hinblick auf seine Heimat. Ja, fast wäre es dazu gekommen, daß er Pestalozzi einer seiner besten Stützen beraubt hätte, um sie seiner Heimat zuzuführen. Als er am 6. April 1820 von Ferten Abschied nahm, um die Heimreise anzutreten, war er mit Marie Schmid, der Vorsteherin von Pestalozzis Armenanstalt verlobt und rechnete sicherlich damit, sie würde ihm bei der Gründung einer Erziehungsanstalt in Siebenbürgen mit Rat und Tat zur Seite stehen. Er hatte sich in ihr getäuscht. Als seine ersten Kämpfe in Siebenbürgen begannen, sagte sie sich von ihm los.

Die vielen Briefe, die uns von Roth aus diesen erlebnisreichen Jahren der Wanderschaft und der Heimkehr erhalten geblieben sind, geben auf das genaueste Aufschluß über seine innere Entwicklung. Sie werden sicherlich einmal dank ihrer dichterischen und urtümlichen Sprache und ihrer weiten Gedankenwelt zu den Kleinodien deutscher Memoirenliteratur gehören.

Die Gründung eines Pestalozzianums in Siebenbürgen war Roth, trotz eifrigen und umsichtigen Bemühens, nicht gelungen. Er wurde hierauf Gymnasiallehrer in Mediasch, seiner Geburtsstadt, und versuchte das in der Schweiz Gelernte nun wenigstens in engem Rahmen praktisch zu verwerten. Neuerungen der verschiedensten Art wurden eingeführt, die alle den Fehler hatten, seiner kleinstädtischen Umgebung um Jahrzehnte vorauszuweichen und ihm insolgedessen nichts als Neid und Spott der Kollegen und Vorgesetzten eintrugen. Endlich, nach zehnjähriger Lehrtätigkeit, wurde der unbequeme Dränger auf ein Nebengeleise sächsischer Volksarbeit geschoben, indem ihm der unselbständige Wirkungskreis eines Stadtpredigers zugewiesen wurde.

So oft Roth auch Kränkungen zugefügt worden sind: niemals hat Spott seine Seele vergiften können. Nie verlor er das Zutrauen zu sich und der so oft Gestrandete fühlte sich niemals besiegt. Als evangelischer Prediger scheint er der Verinnerlichung des Glaubens im höchsten Maße gelebt zu haben. Es sind uns aus dieser Zeit Predigten erhalten, deren Innerlichkeit und Sprachgewalt sofort gefangen nehmen. „Gott ist die Sonne, ewig unaufhörlich gehen die Strahlen aus der Sonne und kehren in sie zurück. Unser Leib ist ein Erdstäubchen. Tritt nun ein Stäubchen in den Sonnenschein, so wird es erhellt, es geht ihm sein Licht, sein Bewußtsein auf. Wenn es in den Sonnenstrahl tritt, schlägt seine Geburtsstunde; so lange es in diesem Lichte schwimmt, währt die Verbindung — es lebt. Sobald aber der Wind oder die eigene Schwere das Stäubchen über die Breite der Strahlen hinüberführt, gerät es in Dunkelheit. Die Verbindung hat aufgehört — es ist tot. Nicht der Strahl, nicht das Stäubchen, sondern die Verbindung. In



Die Erstürmung der Strellbrücke durch die sächsischen Jäger
am 9. Februar 1849

ewiger Jugend und Frische hingegen strömt das Sonnenlicht aus und ein, und hört nicht auf, immer erfrischt und erneut am Sonnenherd, wie sich auch Stäubchen erhellen und verdunkeln . . .“

Drei Jahre später, d. i. 1837, wurde Roth zum Pfarrer von Nimesch gewählt, einer kleinen Landgemeinde in der Nähe von Mediaş und gelangte damit zu einer Stellung, die ihm wieder besser auf seinen Leib zugeschnitten war. Endlich ist er auf sich gestellt, unabhängig im Handeln und Denken, endlich an der Spitze eines natürlichen, ihm so viel bedeutenden „Mikrokosmos“. In Nimesch wird der niedergestreckte Ader seiner Seele neu aufgelockert und aus den erlösten Schollen sprießt vielfach Frucht. Hier wird der Planer ein Schöpfer. Die Nähe der Erde und des erdbebauenden Volks erzieht in ihm einen Musterwirten, der kein Opfer scheut, um die Vorzüge fortgeschrittener Bodenbewirtschaftung zu erproben und zu verbreiten. Schöpferischer aber noch ist der Schriftsteller in ihm. Zu dieser Zeit

entstehen übereinander hinauswachsend die großen Schriften 1841 „Die Zünfte“, 1842 „Der Sprachkampf“, 1843 „Der Geldmangel“. Alle Schriften Roths sind aus einem bestimmten Anlaß geschrieben, als Schutz- oder Streitschriften. Sie gehören zu den Meisterwerken der siebenbürgisch-sächsischen Literatur. Roth erweist sich in ihnen als ein Sprachmeister hohen Ranges. Immer bleibt seine Darstellung lebhaft und plastisch, seine Gedankenwelt von reichen Bildern durchsetzt, seine Ausdrucksweise bald leidenschaftlich hinreißend, bald humorvoll scherzend, kurz: eine Sprache von Fleisch und Blut. Aber auch inhaltlich (was man weniger annehmen sollte) erweisen sich seine Schriften außerordentlich widerstandsfähig dem Zahn der Zeit. Gerade die gegenwärtige junge Generation Siebenbürgens hat es wieder erlebt, daß sich ihre Kampfziele in erstaunlich vielen Punkten vollkommen decken mit seinen und sie ist insolgedessen mit viel Eifer und Begeisterung am Werk, eine

Wiedergeburt St. L. Roths heraufzuführen. Sie erblickt dabei ihre vornehmste Aufgabe darin, das Werk dieses dem deutschen Mutterland so gut wie unbekanntem großen Siebenbürgers endlich so zum Leuchten zu bringen, daß es dem gesamtdeutschen Schrifttum nicht mehr verloren gehen kann.

Jahrzehntelang ist St. L. Roth der unablässige Dränger und bewegende Geist seines Volkes gewesen. Es gibt kaum ein Arbeitsfeld des öffentlichen und Gemeinschaftslebens, das er nicht zu neuer Bestimmung aufgerissen hätte. In die dampfenden Furchen streute er das Korn seiner aufrüttelnden Volksschriften, seiner leidenschaftlichen Verbesserungsvorschläge, seiner nationalen Notsschreie. Seine Vielseitigkeit ist bewundernswert. Seine selbständige Denkraft spricht aus allen seinen Handlungen. Er war konservativ, wo es galt, bewährte alte Einrichtungen wie die Zünfte, gegen den Zeitgeist zu verteidigen — aber revolutionär, so oft er erkannt hatte, daß rückständige oder überholte Arbeitsmethoden der gesunden Entwicklung des Volkskörpers hindernd im Wege standen. Erzieher und Philosoph, Beter und Bauer, Schriftsteller und Politiker in einer Person wurde er, als gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine durchgreifende Volksaufrüstung seines Stammes unaufschiebbar geworden war, der letzte Kolonisateur des Sachsenbodens, indem er württembergische Bauern zur Einwanderung nach Siebenbürgen bewog. In einem Aufruf, den er bei dieser Gelegenheit im „Schwäbischen Merkur“ vom 10. September 1845 veröffentlichte, finden sich die prophetischen Worte: „Hier an der Donau und sonst nirgends geht für Deutschland der Stern der Größe auf. Wir Siebenbürger Deutsche, vor 700 Jahren eingewandert, stehen da als Stütz- und Anlehnungspunkt alles dessen, was deutsch heißt, und dieser Rader im Osten bietet durch mich jeder deutschen Seele, die ins Land kommen will, die Hand zur Unterstützung und zum Willkommen.“ Und in einem zweiten Aufsatz hieß es: „Wir Siebenbürger Deutsche sind für das ganze Abendland eine öfzidentale Insel im orientalischen Meere; für das lutherische Christentum eine ausgesendete

Mission des Evangeliums in ein großes und weites Erntefeld; für Deutschlands Handel und Politik ein vorgeschobener Posten, der im unteren Donaugebiet die Flanken decken kann, wenn einmal Slawen und Germanen auf Tod und Leben kämpfen werden.“

Es war nicht Roths Schuld, daß „die Fahrt nach dem goldenen Bließ der Deutschen“, wie er den im Frühjahr 1846 einsetzenden Schwabenzug die Donau hinunter nannte, nicht zu einer Volksbewegung großen Stiles wurde. Politisch allzu bewegte Jahre verhinderten die Unternehmung daran, richtig auszureisen. Die Sturmzeit 1848/49 zog ihren kräftigen Schlußstrich darunter. Siebenbürgen mußte sich mit einem guten Tausend deutscher Bauern zur Aufrüstung seiner verbrauchten Lebenskräfte begnügen.

Die jetzt einbrechende Notzeit vernichtete aber nicht bloß diesen einen Traum St. L. Roths, sie setzte überhaupt seiner emsigen und vielseitigen Tätigkeit ein jähes Ende. Er muß es herannahen gefühlt haben, denn in einer seiner damals erschienenen Schriften heißt es an einer Stelle: „Laßt uns die Sorglosen aufschreien, laßt uns rufen: Brüder, ihr verderbet; wacht, betet und arbeitet! Die Stunde ist da, wo der Todeskampf naht.“

In Siebenbürgen war ein blutiger Bürgerkrieg ausgebrochen, in dem der madjarische Adel und die Szekler auf der ungarischen, die Sachsen und Rumänen auf der österreichischen Seite kämpften. In Friedenszeiten ohne jede politische Betrauung wuchs Roth von dem Augenblicke an, da Gefahr im Anzuge war, rasch in verantwortliche Führerstellungen hinein. Zuerst erhob ihn die Jugend auf den Schild. Am 13. August 1848 rief sie ihn in der Stadtpfarrkirche zu Mediasch zum Führer des neugegründeten deutschen Jugendbundes in Siebenbürgen aus. Von welchem Geiste diese um Roth gescharten Jünglinge erfüllt waren, beweisen aufs beste die zwei „Adressen“, die sie damals in Mediasch beschlossen und von denen sie die eine der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt, die andere der akademischen Jugend in Deutschland zukommen ließen. Sie sind zugleich ein klassisches Beispiel dafür, wie

seit eh und je wesentliches deutsches Geschehen im Mutterlande in Siebenbürgen gewertet worden ist. In der ersten heißt es: „Auch wir Siebenbürger Sachsen, seit Jahrhunderten ein vorgeschobener deutscher Posten im Osten, begrüßen mit Begeisterung dies Morgenrot der schönen Zukunft unseres großen Mutterlandes und folgen mit gespanntester Aufmerksamkeit jedem Schritt, der von der hohen Versammlung in Frankfurt getan wird, um das zerstückelte und zerrissene Deutschland zur Einigkeit und Einheit zu bringen . . . Wir erblicken in der Vollendung des begonnenen Neubaus auch eine Bürgerschaft unseres eigenen nationalen Fortbestandes, eine Stütze unserer eigenen deutschthümlichen Fortentwicklung. Das große deutsche Volk hat seine Wurzeln unter Meeren und Gebirgen weithin ausgebreitet. Alle Welt ist deutscher Kinder voll. Auch wir sind Sprößlinge dieser Wurzeln. Geographisch getrennt und auf der Oberfläche des Bodens ohne sichtbare Verbindung mit dem Mutterlande leben wir doch durch die Presse, durch die Universitäten, durch Wanderungen unserer Gewerbsleute, durch Erinnerungen der Vergangenheit und Hoffnungen der Zukunft — mit und durch Deutschland. Unser Stolz ist dahin, wenn Deutschland zerbröckelt wird — wir werden stark, wenn Deutschland es ist.“

Die ersehnte deutsche Morgenröte ging aber über der Paulskirche leider nicht auf. Und genau so sollte sich, ja in noch viel drohenderer Weise, der Himmel Siebenbürgens über Nacht verfinstern. Wenige Tage nach der Mediascher Tagung war Roth als Stuhldeputierter in die sächsische Nationsuniversität, die höchste politische Körperschaft der Sachsen, nach Hermannstadt entsendet worden. Von dort schrieb er: „Wir stehen auf einem vulkanischen Boden, der unter unsern Füßen zittert. Noch spüren wir nur das Beben und hören von ferne die rauschende Luft. Ob aber nicht auch Lavaströme folgen werden, die alles verbrennen und bedecken!? Wie Gott wird wollen! Was kommen soll, wird geschehen — unausbleiblich.“

Und in der That, mit atemraubender Hast rollte das Schicksal von diesem Augenblick an ab. Nachdem Roth als Ver-

treter der Sachsen im siebenbürgischen „Pazifikationsausschuß“ einen letzten vergeblichen Versuch unternommen hatte, die siebenbürgischen Völker miteinander zu versöhnen, brachen am 1. November 1848 die Feindseligkeiten zwischen den beiden gegnerischen Lagern aus, indem die mit dem madjarischen Adel verbündeten Szekler die sächsische Stadt Keen überfielen und niederbrannten. Doch mußten sich die Plünderer vor den heranrückenden österreichischen Streitkräften sehr bald zurückziehen. Roth selbst erhielt dabei vom Kommandierenden General, Feldmarschallleutnant v. Puchner, den Auftrag, mit einer kleinen Miliztruppe die Rokelburger Gespanschaft zu säubern und in diesem besonders ausgewählten Landstrich Zucht und Ordnung wieder herzustellen. Mit Hilfe seiner außerordentlichen moralischen Kraft entledigte er sich des schwierigen Auftrages, ohne dabei einen einzigen Blutstropfen vergießen lassen zu müssen. Ja, er vermochte bei dieser Gelegenheit sogar 13 sächsische Dörfer, die bis dahin im Frondienste des Adels gestanden hatten, zu befreien und den sächsischen Stühlen Mediasch und Schäßburg anzugliedern, wodurch er die letzte geschichtliche Gebiets-erweiterung des Sachsenbodens in Siebenbürgen vollzog.

Aber kurze Zeit darauf wendete sich das Kriegsglück. Die ungarische Armee schlug unter ihrem neu ernannten genialen Feldherrn Bem, einem polonisierten Deutschen, unweit vom Standorte Roths, Puchner aufs Haupt und eroberte Siebenbürgen vorübergehend fast ganz. Roth zog sich auf seine Pfarre nach Meschen, der er seit 1847 vorstand, zurück. Bem, der vornehm denkende Segner, verbürgte sich für seinen Schutz. Sobald aber Bem das Land für kurze Zeit verlassen hatte, um auch im Banat seinen Waffen zum Sieg zu verhelfen, wurde Roth auf Befehl des ungarischen Regierungskommissärs Ladislaus Csányi gefangen gesetzt, nach Klausenburg geschleppt und von einem ungarischen Kriegsgericht zum Tode verurteilt. Fluchtmöglichkeiten während der Eskortierung schlug er aus. Am 11. Mai 1849, nachmittags 5 Uhr, wurde der bis zum letzten Augenblick Angebeugte auf dem Richtplatz hinter der Zitadelle im Ange-

sichte einer höhnnenden Volksmenge erschossen.

Es ist uns ein Brief erhalten, in dem St. L. Roth kurz vor seiner Todesstunde Abschied von seinen Kindern nimmt. Wenn uns von ihm nichts anderes als dieser Brief geblieben wäre, müßten wir uns vor der menschlichen Größe dieses Mannes beugen. Er beginnt mit den Worten: „Lieben Kinder! Ich bin eben zum Tode verurteilt worden und über drei Stunden soll das Urteil an mir vollzogen werden. Wenn mich etwas schmerzt, so ist es der Gedanke an Euch, die Ihr ohne Mutter seid und nun auch den Vater verlieret. Ich aber kann dieser Macht, die mich zur Schlachtbank führet, keinen Widerstand leisten, sondern ergebe mich in mein Schicksal wie in einen Ratschluß Gottes, bei dem auch meine Haare gezählet sind.“ Im weiteren Texte des Briefes findet sich sodann der bezeichnende Satz: „Mit meiner Nation habe ich es wohl gemeinet, ohne es mit den andern Nationen übel gemeinet zu haben.“ Und in einer Nachschrift lautet es noch einmal: „Nachträglich muß ich noch ansetzen, daß ich weder im Leben, noch im Tode ein Feind der ungarischen Nation gewesen bin. Mögen sie mir dieses, als dem Sterbenden auf mein Wort glauben, in dem Augenblicke, wo sonst alle Heuchelei abfällt.“

Es gibt ferner eine kleine Broschüre, in der ein Augenzeuge das Heldensterben St. L. Roths beschreibt. Dem evangelischen Stadtpfarrer von Klausenburg, Georg Hinz, nämlich war gestattet worden, seinem Landsmann und Amtsbruder in den letzten Stunden christlichen Beistand zu leisten. Erschüttert zugleich und erhoben von der Haltung des zum Tode Verurteilten verfaßte er kurze Zeit später diese Schilderung, deren Ertrag er „zur Gründung eines Denkmals für den Berewigten“ bestimmte. Das Denkmal ist, nachdem Roths Gebeine nach dem Siege der Oesterreicher in der Heimat Erde in Mediasch beigelegt worden waren, auch wirklich errichtet worden und steht seither an der Stelle, wo Roth im August 1848 die sächsische Jugend um sich versammelt und mit ihr geturnt und gesungen hatte. In der Schilderung des Augenzeugen Hinz heißt es:

Während dessen waren die zur Execution bestimmten Kompagnien unter das Gewehr getreten und der anführende Offizier trat herein und sprach: „Wenn es gefällig ist, Herr Pfarrer, es schlägt eben jetzt fünf Uhr.“ Er stand alsogleich auf von seinem Sitze, ordnete seine Kleidung und sprach, indem er nach dem Hut griff, halb scherzend: „Von gefällig sein, Herr Hauptmann, kann eben nicht die Rede sein, es wäre mir gefälliger zu leben, aber ich füge mich dem Befehle der Obrigkeit, die Gewalt über mich hat, denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott“ . . . Mit einem Schritte vorwärts wendete er sich an die zahlreich um ihn versammelten Offiziere und sagte mit hoher Würde: „Meine Herren Offiziere, ich bitte Sie, hassen und verabscheuen Sie meine Nation nicht. Sie ist mit der Ihrigen jetzt zwar in Konflikt geraten, aber sie besitzt eine Fülle der schönsten Tugenden und wird der Ihrigen, wenn Sie mild und schonend mit ihr verfahren, gewiß eine treuliebende und nützliche Schwester sein.“ Bei diesen Worten traten wir hinaus, wo wir in der Mitte einer starken Wache und unter dem Zudrange einer unübersehbaren Volksmenge den Weg zur Zitadelle, hinter welcher der Richtplatz ist, antraten. Dort angekommen wurde allgemeine Stille geboten und einer der anwesenden Blutrichter verlas, uns gegenüberstehend mit lauter Stimme den Urteilspruch, bei dessen Beginn mir mein zur Seite stehender unglücklicher Freund zuflüsterte: „Hören Sie das Lügengewebe! . . .“ Als Roth nach vollendetem Gebete aufgestanden war und mir sein letztes Lebewohl gesagt hatte, nahm er seinen Hut vom Kopfe und warf ihn mit kräftiger Hand nach rückwärts in die Menge mit dem Ausrufe: „Den brauche ich nicht mehr!“ Und, zu dem Offizier sich wendend, sagte er: „Nun steh ich zu Ihrem Befehle, Herr Hauptmann.“ Auf den Wink desselben trat ein Mann mit einem weißen Tuche hervor, um ihm die Augen zu verbinden. Roth wies dieses als überflüssig von sich. Der Hauptmann befahl, es müsse geschehen, es sei so Ordnung. Roth beharrte bei seinem Willen, indem er sagte: „Verzeihen Sie, Herr Hauptmann, auch als zum Tode Verurteilter habe ich das Recht darüber zu

bestimmen. Ich werde die Augen schon ohnehin bald für immer schließen, bis dahin aber will ich die schöne Welt Gottes schaun, solange es mir nur möglich ist. Wohin soll ich mich stellen? . . .“

Auf seinem angewiesenen Platze stand der edle Mann mit über die Brust gekreuzten Armen, mit verklärtem Blicke gegen Himmel schauend — ein Anblick, der selbst bei seinen Feinden Achtung und Bewunderung hervorrief. Da erscholl das schreckliche „Feuer!“ und in kurzen Zwischenräumen aufeinanderfolgend fielen die Schüsse. Der erste traf den rechten Oberarm, den Roth sogleich sinken ließ, ohne im übrigen seine Stellung nur im

geringsten zu verändern. Der zweite Schuß traf die linke Seite in der Lendengegend. Jetzt sank Roth auf die Knie und bedeckte mit der linken Hand die Lende und in dem Augenblicke fuhr die dritte Kugel durch das teure Haupt und da lag der große und geliebte Mann seines Volkes in seinem Blute. Lautlose Stille herrschte, nachdem das Opfer gefallen, bei der unabsehbaren Volksmenge. Da trat der kommandierende Hauptmann, hingerissen von der Größe des Augenblickes, von der Seelengröße des gefallenen Mannes, vor und rief mit bebender Stimme: „Soldaten, lernt von diesem Manne, wie man für sein Volk stirbt.“

Worte Stephan Ludwig Roths

Man kann . . . ohnmöglich von dem Gedanken abgehen, daß das innerste Leben eines fremden Volkes kaum geahnt, viel weniger frei aufgefaßt werden könne, bevor nicht das eigene Volksleben im Innern gesichert sei; so muß man auch so notwendig annehmen, daß das Erlernen und Aneignen fremder Formen, sie mögen auch noch so vollendet sein, nimmermehr zur Vollendung und Eigentümlichkeit der inneren Kraft eines Volkes hinführen können, bevor nicht die Volkstümlichkeit — und zu ihr gehört die Muttersprache vorzüglich — in der jungen Brust zum reellen Bewußtsein gekommen sei.

*

Wenn wir das Wohl, die Ehre des Volkes wollen, wie wir sagen, so laffet uns tun ein jeglicher, wie es ihn innerlich treibet, sein Amt in Rechtchaffenheit. Diese Sonne ist der wahre Volksfreund, der klug, gut und mächtig ist.

*

Der Bauernstand ist ein Ehrenstand. Wollen wir es eingestehen, so ist er der Grundstein, auf dem das Gemäuer, der Dachstuhl und zuletzt der goldene Turmknopf des ganzen Staatsgebäudes ruht.

*

Es betrachte sich nur keiner von uns als Robinson auf einer Insel, sondern als Glied einer Kette, die durch die Eltern mit der Vergangenheit und durch Kinder mit der Zukunft zusammenhängt.

Wer nur das unternimmt, was sicher und gewiß ist, hat öfter die Hände im Schoße als am Werk. Es glückt manches nur dadurch, daß man es versucht.

*

Wir alle haben von der Vorwelt geistiges Blut in unseren Adern; wir sind schon reich durch Erbschaft, und Narren wären wir, die überkommenen Millionen auf die Seite zu schieben, bloß aus dem Grunde, weil es nicht selbst erworbenes Vermögen wäre. Wozu mit dem Kreuzer den Anfang machen, so doch die Hinterlassenschaft der Vorwelt ein großes Kapital ausmacht, das reichere Zinsen trägt.

*

Kann der Staat auf den bauen, auf dessen Treue sich verlassen, der in leichtsinniger Antreue seine Treue anbietet?

*

Gefinnung und Charakter braucht unser Volk. Einsicht und Schmiegsamkeit haben wir genug.

*

Städter sind noch keine Bürger.

*

Ein selbständiges Ungarn gibt es — ein unabhängiges wird es nie geben. Dagegen spricht die Geschichte der Vergangenheit, die jetzigen Weltverhältnisse und dieses Volkes Lage, Leben und Zustände. Dieses Volk ist zu klein — eine von den benachbarten Sonnen zieht es immer als Mond in seine Begleitung...

*

Völker sterben nicht aus wie einzelne Menschen, auf dem Bett oder der Walstatt, sondern — sie verlieren sich in ein anderes Volk, durch Annahme fremder Sprache, Sitten und Gebräuche. Die Sprache ist aber die mächtigste Sitte und der häufigste Gebrauch. Mit dem Verlust der Sprache verliert die Nationalität und hierdurch auch die Nation selber ...

*

Die geistige Bildung in ihrer höheren Würdigung muß als Kraft, als innere Tatsache, nicht als Enzyklopädie zustande kommen. Das Wissen bestehe, wie der wahre Glauben, nicht in einem leeren Wissens- oder Glaubensbekenntnis, sondern in der That und in der Wahrheit. Der Verstand muß mehr im Denken, d. h. in der Kraft des Denkens, als im Wissen, d. h. in der Masse des Gedachten bestehen.

Johann Eugen Probst

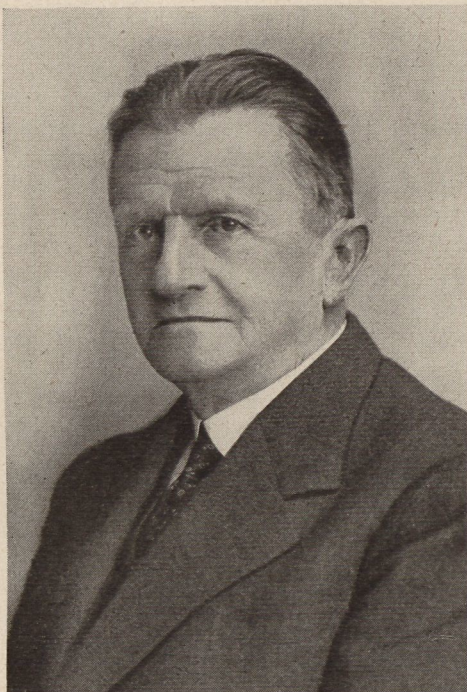
Ein großer Erzähler des Donauschwabentums

Von

Anton Valentin-Temesvár

Johann Eugen Probst war einer der größten Erzähler der banater Heimat. Als Heimatdichter teilte er das Schicksal Adam Müller-Guttenbrunn's, Otto Alshers und Nikolaus Schmidts. Er blieb seinen engeren Landsleuten unbekannt. Erst spätere Generationen werden sein dichterisches Schaffen und dessen Bedeutung für unser Heimat-schrifttum begreifen und würdigen. Im Klirren der politischen Waffen finden die Schöpfungen bodenständiger Künstler, deren Namen und Werke, doch die Träger des politischen Kampfes überdauern werden, kaum eine Beachtung. Die Erhaltung unseres deutschen Volkstums erfordert Kampf- und Einsatzbereitschaft, doch wird eine richtig aufgefaßte und geführte Volkspolitik nur dann Erfolge aufweisen und überhaupt ihrem Ziele näher kommen können, wenn sie im Urgrunde deutschen Geistes wurzelnd das Volk, das in den Schnittpunkt fremder Kultureinflüsse gestellt ist, vor allem im geistigen Sinne wehrfähig macht. Haben wir unserem Volke die feste geistige Grundlage gegeben, so haben Umvolkungsbestrebungen, die an uns Donauschwaben in letzter Zeit wieder mit aller Härte herantreten, in unserem Volkskörper keinerlei Hoffnungen mehr auf Erfolg. Die Dichtung, mit den tiefsten seelischen Vorgängen des Volkes vertraut, sieht ihre Berufung darin, über das lohende Feuer: Volkstum zu wachen. Dichter sind Priester des Volkstums-gedankens, als solche haben sie eine Erzieherrolle inne.

War Johann Eugen Probst kein poli-tischer Kämpfer, der wie Adam Müller-Guttenbrunn in seinen Heimatromanen



seine donauschwäbischen Stammesge-nossen zu völkischem Bewußtsein erweckte und ihr Schicksal deutete, so war er ein Erzähler, der in kunstvoller Weise, wie kaum ein anderer, in seinen Werken banater Leben gestaltet. Er wurde 1858 in Wien als Sohn einer wohlhabenden Arader Bürgerfamilie geboren. Seine Kindheit verlebte er in seiner Vater-stadt und die Zeit blieb für sein späteres Schaffen entscheidend. Den Stoff seiner Erzählungen bietet „das behagliche, be-häbige, zu Wohlstand gelangte und an merkwürdigen Räten jaßt nicht arme

deutsche Bürgertum der Stadt Urad, das seit 1867 fast gänzlich ausgestorben, um nicht zu jagen ausgetilgt ist". Wie Adam Müller-Guttenbrunn flüchtet er vor der magyarischen Mittelschule ins Ausland. Nach seinen Studienjahren in Dresden, ließ er sich in Wien nieder, wo er nach literarischem und kunstgeschichtlichem Studium in der Stadt selbst bei den Städtischen Kunstsammlungen eine Stelle fand. Er ist als Direktor der Bibliothek und des Historischen Museums der Stadt Wien in den Ruhestand getreten. Noch als 75-jähriger Mann schloß er sich im Jahre 1933 der Freiheitsbewegung Adolf Hitlers an, der er bis zu seinem Tode am 4. 8. 1937 angehörte. Bis zu seinem letzten Atemzuge ist er auch dort in Wien, dessen Kampf um die Heimkehr ins Reich er auf diese tätige Weise miterlebte, ein treuer Sohn seiner banater Heimat geblieben.

Eugen Probsts Arbeiten sind zuerst in Meschendorfers „Karpathen“ erschienen. Drei Erzählungen „Sonntagskinder“, „Der Herr von Mezökut“ und „Ein Schwabensreich“ hat der um unser Heimatschrifttum so verdienstvolle Franz Wetzel in der Reihe „Deutschbanater Volksbücher“ herausgebracht. 1932 erschien im Grazer Leykam-Verlag sein großer Roman „Der Schulmeister von Urbesdori“, Lebensweg eines Musikers und 1936 im Verlag der Banater Monatshefte die Novelle: „Das verlorene Paradies“. Dem Verfasser dieser Zeilen, mit dem er in regem Briefwechsel stand, überließ er seine weiteren bisher unveröffentlicht gebliebenen oder aber völlig umgearbeiteten früheren Arbeiten, die durch die „Banater Monatshefte“ den Weg in die Öffentlichkeit finden sollen. Jakob Stein sagt in seiner Arbeit „Fünfundzwanzig Jahre deutschen Schrifttums im Banate — Ein Beitrag zur deutschbanater Geistesgeschichte der Jahre 1890—1915“ über Probstens literarisches Schaffen folgendes aus: „Seine Arbeiten sind bisher nur in Zeitschriften zerstreut und leider noch nicht gesammelt erschienen, was um so bedauerlicher ist, als wir es bei ihm mit einer, geschlossenen, reifen Persönlichkeit,

die sich nur aus innerer Not offenbart, und es noch nicht über sich gebracht hat, einen papierenen Satz oder eine Phrase drucken zu lassen, zu tun haben; mit einer Persönlichkeit, die kerngesund, in jedem Zuge echt deutsch, von einer Innerlichkeit und Gemütstiefe ist, die unter allen Umständen erquickend wirkt. Seine Gestalten stammen aus einer durch den romantischen Schimmer der Vergangenheit geklärten Welt, die wir noch alle zu kennen vermeinen, nach der wir Sehnsucht tragen, in die uns aber kein Weg mehr zurückführt“. Über seine Werke selbst schreibt Wilhelm Schneider in dem umfassenden Werk: „Die auslandsdeutsche Dichtung unserer Zeit“ (Weidmannsche Buchhandlung, Berlin 1936): „Seine Novellen sind meisterlich aufgebaut. Das Thema wird keinen Augenblick aus den Augen gelassen. Alles überflüssige veranschaulichte Beiwerk wird verschmäht. Behutsam werden Höhe und Wendung des Geschehens vorbereitet, mit epischer Behaglichkeit werden die Fäden weitergesponnen, mit Sicherheit wird das Ganze zum notwendigen Ende geführt. Und obwohl dem Dichter jede Effekthascherei fremd ist, fehlt es nicht an reizvollen Einfällen, die den echten Fabulierer erweifen. Die Wortgebung ist schlicht und doch vornehm. Nichts grelles und überdeutliches stört die „edle Einfachheit und stille Größe“ der Sprache. Fern allem äußerlichen Neutönen und hier und da leicht archaisierend, hat sie etwas Alt-Meisterliches und erinnert an die Sprache Goethes und Kellers, wie denn überhaupt der heiter-überlegene Geist und die klare und behagliche Weise immer wieder an Keller gemahnen. Und man tut Keller kein Unrecht, wenn man dem „Schwabensreich“ einen Platz neben den „Leuten von Seldwyla“ anweist“. Damit ist Probstens dichterische Persönlichkeit treffend gekennzeichnet. Die Sammelausgabe seiner Novellen bleibt eine Schuld, die wir je eher abtragen müssen.

So steht Probstens Gestalt und literarisches Schaffen als ein Vermächtnis vor uns, das verpflichtet. Sein Name lebt fort in seinen Werken, die zum Besten gehören, von dem was bisher im auslanddeutschen Schrifttum geleistet wurde.“

Dengler und der Teufel

Erzählung von Johann Eugen Probst

Auf der Bank vor seinem Hause saß der Bauer Matthias Dengler und schaute in den blauen Sonntagsnachmittag. Von weit her hatte der Lusthauch verlorenes Geläute herübergebracht und der Bauer nach frommem Brauche, die Mütze vom Haupte gezogen. Mit seinen Gedanken war er jedoch nicht bei dem Segen, zu dem jetzt weit weg in der Wallfahrtskirche zu Maria Radna geläutet wurde, sondern bei seinem kranken Weibe, das ihm nun schon seit bald einem Jahre an einem Siechtum darniederlag, welches, wie der Arzt meinte, sich wohl noch lange hinziehen könne, ohne daß auf Genesung mit Sicherheit zu hoffen sei. Seitdem gleich Dengler einem Fahrzeuge ohne Lenker, dem gesteuert hatte allzeit die Frau. Noch jetzt, von ihrem Bette weg, sorgte sie um jeden Handgriff, der in Haus und Hof getan werden mußte. Gedeihen wollte die Wirtschaft aber dabei nicht. Insbesondere fehlte es an weiblicher Hilfe. Denn aus wunderlichem Mißtrauen gegen Gesinde ihres Geschlechtes, hatte sich die Frau zeitlebens lieber selbst über alles Maß geplagt, als daß sie eine Magd auf ihrem Hofe hätte leiden mögen. Seit einer Woche hauste der Dengler aber auch ohne Knecht, so daß er, außerstande mit aller Arbeit zurechtzukommen, bald die eine, bald die andere liegen ließ und sich oft wunderte, wie das ohne Gottes Hilfe zuletzt noch werden sollte.

Solcher Not abzuhelfen, hatte ihm die kranke Frau kürzlich einen Vorschlag gemacht. Die Ehe beider war kinderlos geblieben. Schon vor Jahren hatten die Gatten deshalb den Gedanken erwogen, eine Nichte Denglers, die entfernt bei ihrer Mutter lebte, dereinst als Erbin einzusetzen. Das Mädchen war vor Jahr und Tag Braut geworden, ohne die Mittel zur Begründung eines eigenen

Hausstandes zu haben. Nun meinte die Frau, ob es denn nicht an der Zeit wäre, der eigenen Mühs und Plage in Ende zu machen, dem Kinde die Hochzeit auszurichten, es mit ihrem Manne herbeizurufen und beiden das Anwesen zu übergeben.

Von dieser Zumutung war Dengler derart betroffen gewesen, daß ihm für einen Augenblick die Rede versagte. Wie übel es in Haus und Hof bestellt war, wußte er wohl. Allein, daß dies nie wieder anders werden sollte, daß die Uhr abgelaufen und die Zeit für das Ausgedinge gekommen sein könnte, das wollte ihm nicht in den Kopf. Mit aller Entschiedenheit hatte er deshalb der Meinung der kranken Frau widersprochen, bis er, außerstande gegen ihre Gründe aufzukommen, die Unterredung abbrach und die Stube voll Unwillen verließ.

Nun saß er auf dem Bänklein vor seinem Hause und würgte wieder einmal an dem erlebten Schrecken. Er nahm den Vorschlag der Frau, mit der er lange Jahre hindurch in glücklichster Ehe gelebt hatte, für ein Zeichen, daß sie selber an ihre Genesung nicht mehr glaube und das tat ihm leid. Daß er aber deshalb gleich ihr auf die Herrschaft in Haus und Hof verzichten sollte, dünkte ihn ein gar unwilliges Ansinnen. Noch fühlte er sich rüstig, noch wollte er nicht zusehen, wie auf seinem Anwesen glückliche Erben sich auf eine Zukunft einrichteten, die von Rechts wegen immer noch ihm gehörte. Freilich, wie diese Zukunft für den Fall sich gestalten sollte, daß ihm die hinfällige Frau eines Tages wegstarb, gab ihm seither manch einmal zu sorgen. Gott, meinte er, würde ihn wohl nicht verlassen. Allein, wie es in der Wirtschaft ohne Frau gehen sollte, wußte er nicht. Eine Bäuerin würde dann wohl wieder auf den Hof

müssen. Im Geiste musterte Dengler die Jungfrauen und Witwen in der Umgebung, bedachte auch den Erfolg einer allfälligen Anfrage dort und da. Doch über dem wurde er sich der Ungehörigkeit solch vorzeitiger Brautschau plötzlich inne, spuckte aus und fuhr sich mit der Hand über die Augen.

Indessen war auch das Geläute verstummt. Langsam setzte der Bauer die Mütze auf und blickte um sich. Es war der Sonntag, da sich die ortsansässigen Bauern im Wirtshause zu treffen pflegten, um ihre gemeinsamen Angelegenheiten zu besprechen. Schon schlug es auf dem Turm der Dorfkirche vier Uhr. Allein die alte Traumer, die allabendlich zur nächtlichen Pflege der Kranken herbeikam, war noch nicht da. Ihre Ankunft mußte notwendig abgewartet werden, denn die hilflose Frau durfte nicht allein gelassen werden. Mittlerweile überzählte Dengler sein Bargeld und währenddem kam die Alte herangetrippelt. Bevor sie die Torschwelle überschritt, äugte sie noch einmal hinter sich, darauf humpelte sie vollends herein und verschwand unverweilt im Hause. Jetzt erhob sich Dengler, steckte die Pfeife in Brand und ging seiner Wege.

*

Zur selben Stunde sann die kranke Frau bekümmert vor sich hin. Sie fühlte recht gut, daß ihr Versuch, den Mann zur Übergabe des Gutes zu bewegen, nicht ganz selbstlos gewesen war. Doch ohne Hoffnung, ihre einstige Rüstigkeit je wieder zu erlangen, hätte sie Haus und Hof gern in treuer Hand gewußt. Ja, sie meinte für Dengler selbst zu sorgen, indem sie, die voraussichtlich nur noch kurze Zeit ihres Daseins nutzte, die künftigen Erben in der Wirtschaft zu unterweisen. Denn sie kannte ihren Mann und fürchtete, daß er zu vorbedachtem Tun und Beharren nicht geschaffen, dereinst weder mit sich selbst, noch mit seinen Nachfolgern zurechtkommen werde.

Von der schroffen Weigerung Denglers enttäuscht, hatte sie ihren Kummer endlich der alten Traumerin geklagt und diese war mit tröstlichem Zuspruch alsbald zur Hand gewesen. „Ei was spricht Ihr!“ rief sie. „Der Bauer tut vielleicht ganz recht, indem er denkt: Wie wenn die Frau wieder gesund wird? Gott kann das

über Nacht so fügen und was dann? Würde es Euch nicht selber reuen, die Wirtschaft vorzeitig aus der Hand gelassen zu haben? Nehmt doch in Gottes Namen endlich Vernunft an und eine Magd ins Haus! Was täte denn eine Großbäuerin, die gleich ihrer drei und vier halten muß? Es ist bei weitem nicht so schlimm mit dem Weibsgesinde, wie Ihr denkt. Eine besonders brave Dirn wüßte ich Euch sogar eben jetzt. Gar gefällig siehst sie vom Angesicht nicht aus, aber schaffen kann sie für drei und wäre es zufrieden, auf einen Hof zu kommen, wo sich kein sonstiges Gesinde herumtreibt.“

Dies und mehr dergleichen wurde so eindringlich vorgebracht, daß die kranke Frau, des steten Sorgens müde und durch die Hindeutung auf die Möglichkeit ihrer Genesung halbwegs erbaut, nicht widersprach, als die Traumerin sich bereit erklärte, ihr wegen jener Magd in aller nächster Zeit Bescheid zu bringen.

Das geschah nun an diesem Sonntag. Während Dengler dem Wirtshause zusteuerte, trat die Traumer mit der Nachricht in die Krankenstube, daß der Zufall die besagte Magd just heute zu Dorf geführt habe. Sie sei Tags vorher von ihrem Dienstplatze ausgetreten, um einen anderen aufzusuchen. „Lange dürst Ihr Euch aber nicht besinnen, Bäuerin“, fügte die Alte hinzu, als sie die Augen der hilflosen Frau mit einem Ausdruck von Bestürzung auf sich gerichtet sah. „In einer Stunde oder zwei fährt hier der Wagen durch, der ihre Habseligkeiten nachbringt und mit dem will sie weiter. Ist sie erst fort, so findet Ihr eine tauglichere nicht, das könnt Ihr mir sicher glauben.“

Ohne Antwort abzuwarten, machte sich die Traumerin auf den Weg, die in der Nähe harrende Magd herbeizuwinken. Die kranke Frau aber starrte ihr ratlos nach. Ihr ganzes Empfinden widersetzte sich zwar dem Drängen der geschäftigen Alten und doch war ihr zu Mute, als bliebe ihr in Unbetracht der vermehrten Arbeit, die es während der bevorstehenden Jahreszeit zu bewältigen galt, keine andere Wahl, als das Ereignis gleich einer gottgewollten Fügung hinzunehmen.

Jetzt kehrte die Trauerin zurück und voll banger Spannung schaute die Bäuerin nach der Gestalt aus, die jener folgen sollte. Nicht lange, so erschien die Magd und blieb an der Türe, die sie hinter sich zuzog, stehen. Es war ein noch junges Weibsbild voll derber Kraft. Sie war schlicht, doch sauber gekleidet und ein Ausdruck von Verslossenheit, der aus ihren wenig anheimelnden Zügen sprach, ließ vermuten, daß sie ohne Anspruch auf gefellige Zerstreuung sich zu ihrer Arbeit halten werde.

Diese Wahrnehmung minderte das vorgefaßte Mißtrauen der prüfenden Frau. Die Dirne hieß Genovesa, also kurzweg Besi. Nach etlichem Verhör zeigte sich, daß sie die besondere Aufgabe, die ihr hier bevorstand, schnell begriff und sich auch zutraue, sie in ihrem ganzen Umfange zu bewältigen. Ohne viel Worte, doch mit einem Anklänge von williger Bereitschaft wurde diese Erklärung abgegeben und verfehlte deshalb ihren Eindruck nicht. Dennoch zögerte die Frau.

„Wie nun also, Bäuerin?“ mahnte die Trauer. „Sagt jetzt, ob sie Euch recht ist. Wenn ja, so muß sie gleich dableiben, denn sie hat keinen Unterstand. Ihre Schlafkammer werde ich ihr schon selber zeigen. Bloß dem Fuhrmann müssen wir aufpassen: er kann jeden Augenblick durchfahren mit ihren Habseligkeiten.“

Da schloß das kranke Weib die müden Augen und gab nach einer letzten, bangen Überlegung, ihre Zustimmung.

*

Während dies sich zutrug, hatte Dengler am Ende der langen Dorfzeile den Hof des Wagners Schwarzmaier erreicht, der unfern vom Wirtshause stand. Der wohlhabende Meister hatte vor kurzem zum zweitenmal geheiratet und seine junge Frau sah gerade zum Fenster heraus.

„Wie schaust denn du aus, Dengler?“ sprach sie den Herankommenden an. „Hast ja deine Weste ganz ungleich zugeknöpft.“

Der Angeredete blickte betroffen an sich herab und rief: „Sakra, wahr ist's. Dank dir auch schön!“

„Ihr Mannsleut!“ fuhr die hübsche Frau fort, während Dengler den Fehler in Ordnung brachte. „Wenn unsereins

nicht auf euch schaut, lauft ihr herum, wie die Hoserlbuben!“

„Ha“, lachte der Dengler „wär' mir nicht leid, wenn ich noch einer wär' und hätt' dich zur Kindsfrau.“ Damit rückte er an seinem Hut und trabte kopfschüttelnd weiter.

Nahel vor dem Wirtshaus sah er daselbst den Sommerbauer einkehren und das war ihm lieb. Denn von dem launigen Manne waren allzeit Schnurren und Gehänsel zu erwarten, denen unbeachtet zuzuhören dem Dengler immer zu erwünschter Kurzweil diente. Kaum daß er aber in die Wirtsstube eingetreten war, fand er sich unversehens selber auf das Korn genommen. „Ha, Dengler“, rief ihn der Sommerbauer an „bist wirklich schon da? Hab' schon geglaubt, du bleibst hängen!“ Und den übrigen Gästen zugekehrt, fügte er hinzu: „Gerad' wie ich hergeh', seh' ich ihn am helllichten Tag bei der Schwarzmaierin fensterln. Ganz verschaut hat er sich in sie und da muß ihm geträumt haben“ Anstatt die Rede zu vollenden, machte der Sommerbauer an seinem eigenen Gewande eine so eindeutige Gebärde des Entkleidens, daß sich rings ein Gelächter erhob.

„Bist nicht gescheit!“ wehrte der Dengler ab und suchte dem Spötter aus den Augen zu kommen. Doch dieser gab ihn nicht los. „Gib du nur acht!“ sprach er. „Bist zwar alt genug, aber mit einem jungen Weibsbild äugeln, tu lieber nicht. Das heßt dir den Teufel im Handumdrehen in den Leib!“

Jetzt glaubte der Dengler sich doch auch stellen zu müssen. „Mit deinem Teufel!“ sprach er. „Hast du je schon einen Teufel einmal gesehen? Ich nicht!“

„Jetzt hast aber gescheit geredet, Dengler“, versetzte der andere. „Gesehen! Meinst du, so ein Teufel tanzt dir vor der Nase herum, wenn er dich haben will? So dumm ist der Teufel nicht. Inwendig setzt sich der fest und rumort dir so lang im Kopf, bis du seine Hölle für das Paradies ansiehst!“

Lachend schaute sich der Sommerbauer nach einem Tischplatz um und überließ den Dengler, der halb verlegen, halb verweisend vor sich hinkästelte, seinen unfertigen Gedanken über eine treffende Antwort.

Nach und nach war die Gesellschaft vollzählig geworden und plötzlich verlautete, der Wirt schickte sich an, auf Kosten des Müllers, der kürzlich seinen Prozeß gewonnen hatte, ein Faß von seinem vorjährigen Rotwein anzustechen. Da erhob sich unmäßige Fröhlichkeit und bis in die späte Sonntagsnacht dauerte ein Gelage, von welchem keiner der Anwesenden ganz nüchtern aufstand.

Auf der Straße angelangt, zerstreuten sich die Gefährten und als letzter taumelte der Dengler in die stockdunkle Nacht. Beim Haus des Schwarzmaier angekommen, gewahrte er noch Licht und wobei ihm die Warnung des Sommerbauers in den Sinn kam. Hierüber begann er dermaßen zu lachen, daß er in der Finsternis gegen einen der Bäume stieß, mit welchen die Dorfstraße bepflanzt war. Betroffen rieb er sich das Knie, steckte darauf den lose gewordenen Pfeifenkopf wieder an das Rohr und torkelte lachend weiter. „Der Sommerbauer!“ dachte er. „Mit seinem Teufel inwendig! Müßt' doch einer nichts von Gott in sich haben, wenn der Teufel sich nur so einquartieren könnt', wie er will. Wo Gott ist, kann sich kein Teufel halten. Gott aber ist überall und darum kann der Teufel überhaupt gar nirgendwo sein!“

Diese Schlußfolgerung schien dem Dengler so zutreffend, daß er bedauerte, nicht früher darauf verfallen zu sein. „Da wäre“, meinte er, „der Sommerbauer mit einem arg dummen Gesichte dagestanden.“ „Vertrauen muß einer auf Gott, dann kann der Teufel sehen, wo er bleibt.“ Das hatte der Dengler immer getan, allzeit hatte er an diesem Vertrauen festgehalten, obschon ihm Gott seit Jahr und Tag gar mancherlei schuldig geblieben war. Ein schier endloses Guthaben war es, und schwer genug, zu stunden. Doch — Gott ist erbarmungsvoll, dachte Dengler. Er prüft die Seinen, aber er verläßt sie nicht, sondern lohnt zur rechten Zeit für das Versagte doppelt. Ganz gewiß würde Gott das tun, meinte Dengler denn auch, so gewiß, wie die Sonne wieder scheint, wenn die Nacht zu Ende ist.“

Unter derlei Betrachtungen wurde dem Heimwankenden das Herz so leicht, daß er am liebsten noch irgendwo einge-

fehrt wäre. Die Welt kam ihm so traut, er selbst sich in ihr so geborgen vor, als wögen seine Sorgen nichts, als müßten sich die Dinge über kurz oder lang wieder zum Guten, ja zu einem ungeahnten Glücke wenden.

In solcher Verfassung war er bei seinem Hause endlich angelangt und merkte jetzt erst, daß er nicht sicher auf seinen Beinen stand. Nur mit Mühe fand er das Schlüffeloch. Als das Tor aber nachgab, taumelte er derart gegen das Geländer der Stufen, die zu dem Wohnhaus hinführten, daß es ihm ratfam schien, nicht sogleich dort einzutreten. Nach kurzer Überlegung torkelte er über den Hof, entriegelte das Tor der Scheune und ließ sich in der Absicht, einige Ernüchterung abzuwarten, auf einen Haufen Stroh nieder. Doch wenige Augenblicke später übermächtigte ihn dort der Schlaf. —

*

Als Dengler wieder zu sich kam, glaubte er, nur flüchtig eingenickt zu sein. Er hatte das Tor der Scheune der kühlen Nachtlust wegen weit offen gelassen, doch indem er jetzt in tiefer Finsternis um sich schaute, gewahrte er einen einzigen, hellstrahlenden Stern. Bewundert starrte er die Erscheinung an, bis er endlich begriff, daß es das Licht des Tages sei, das durch ein Astloch kam. Er fand sich eingeschlossen. In der Absicht, sich nützlich zu machen, mußte die alte Trauner, ehe sie das Haus verließ, das Tor der Scheune zugetan und von außen verriegelt haben. Während Dengler noch überlegte, was zu tun sei, hörte er vom Hofe her eine Stimme, die das Hühnervolk zum Futter lockte. „Gottlob“ dachte er, „sie ist noch da, die dumme Alte“, und in der Hoffnung, jetzt ohne viel Aufsehen zu entkommen, pochte er an das Tor. Sogleich verstummte die Stimme, doch zu Hilfe kam ihm niemand. Lauter trommelte er und rief zugleich; da unterschied er endlich behutsame Schritte. Noch aber mußte er Geduld haben. Nur mit merklichem Zögern wurde der Riegel zurückgeschoben, allein als das Tor sich endlich aufthat, stand dem Dengler nicht die alte Trauner, sondern ein ihm gänzlich unbekanntes Weibsbild gegenüber, das den mit zerknickten Strohhalm überfüeten

Mann betroffen und mißtrauisch betrachtete.

Voll Verwunderung starrte auch der Dengler die ihm fremde Erscheinung an. „Wer bist du?“ sprach er endlich. Antwort bekam er nicht. Doch der finstere Blick, womit die Angeredete den Scheunengast immer noch musterte, bezeugte, daß ihr dieselbe Frage auf den Lippen schwebte.

„Red'!“ fuhr der Dengler auf. „Wie kommst du da auf meinen Hof?“

Da schien jene zu begreifen und zuckte die Achseln. Im Dienste sei sie seit gestern hier, gab sie zur Antwort. Die Frau habe ihr befohlen, zu allererst auf dem Hofe Ordnung zu machen. Da man ihr nicht gesagt habe, daß der Bauer in der Scheune zu schlafen pflege, habe sie das Tor, das sie in aller Frühe offen gefunden, zugetan.

Jetzt blieb dem Dengler vor Erstaunen der Mund offen stehen. „Im Dienst!“ dachte er. „Eine Magd also!“ Und eine solche konnte ganz ohne sein Vorwissen, gleichsam über Nacht gedingt werden? Doch zugleich erlahmte er in dem Vorfall die beste Gelegenheit, über seine bedenklich verspätete Heimkehr hinwegzukommen. Schnell säuberte er sich von Strohhalmen und schritt auf das Haus zu, in der Absicht, sein Weib zur Rede zu stellen.

Allein, als Dengler, begierig nach Aufschluß, in die Krankenstube trat, fand er sich dort schon mit sorgender Angeduld erwartet. Wo er denn die Nacht über geblieben sei, klagte die Frau. Von Stunde zu Stunde habe sie ihn erwartet. Kurz, anstatt Rechenschaft zu fordern, mußte er selbst solche ablegen, bis er endlich erfuhr, was während seiner Abwesenheit im Hause vorgegangen war. „Schwer genug ist mir der Entschluß geworden“, sagte die Frau, „das glaube mir. Doch die Jahreszeit rückte vor, die Arbeit häuft sich, ich selbst kann nichts mehr dazu tun, du aber hast meinem Rat nicht folgen wollen und so müssen nun in Gottes Namen fremde Leute her. Weil es aber hat geschehen müssen, versprich mir eines Dengler: Gib der Dirn keinerlei Weisung. Laß mich die Arbeit anordnen, die ihr zukommt. Muß eines zwei Herren dienen, so weiß es nicht,

wem es gehorchen soll, und fügt sich zuletzt keinem. Versprich mir das, Dengler.“

Die Frau hatte sich über ihre Kräfte mit Reden angestrengt und hielt jetzt schwer atmend inne. Da zuckte Dengler die Achseln und meinte: „Wie du willst!“ Kopfschüttelnd ging er in seine Kammer, vertauschte dort sein Sonntagskleid mit dem Arbeitsgewande und begab sich an sein Tagewerk.

*

Unterwegs dahin spürte er nichts mehr von Verdruß. Viel eher war er froh, daß nun von der Berufung der Erben sobald nicht wieder die Rede sein werde und ihm hunderterlei Handgriffe, mit denen er sich hatte abmühen müssen, von jetzt an erspart blieben. Bloß eines wunderte ihn: daß die Frau kein anheimelnderes Menschenkind gefunden habe. Denn ein ungefälligeres Weiberantlitz, wie das der neuen Magd, meinte der Dengler, so bald nicht gesehen zu haben. Doch schließlich glaubte er, käme das nicht in Betracht, die Hauptsache blieb doch, daß die Dirn bei der Arbeit tüchtig aushalt.

Dies sollte denn auch über Erwarten geschehen. Von der kranken Frau holte sich die Besi mehrmals unter Tags Bescheid und verrichtete, was ihr aufgetragen wurde, mit so unermüdbarer Ausdauer, daß in Haus, Hof, Stall und Scheune bald genug Ordnung und Sauberkeit einkehrten, wie sie peinlicher auch die Frau in ihren gesunden Tagen nicht gehalten hatte. Nur in einem unterschied sich die Dirn von dieser. Sie griff die Dinge härter und geräuschvoller an, gleich als handle es sich überall um feindliche Mächte, mit welchen sie gründlich fertig werden wollte. Meistens ging sie auf die Arbeit derart los, daß ihr Hühner, Enten und was sich sonst auf dem Hofe regen mochte, beigeiten aus dem Wege stoben. Auch Dengler machte sich jede Weile gefaßt, ihr ausweichen zu müssen. Doch ihm zu nahen vermied die Besi und wenn sie dort, wo sie just zu schaffen hatte, ihn unversehens zu Gesicht bekam, bog sie schroff ab, um die Sache erst vorzunehmen, wenn er den Platz wieder verlassen hatte.

„Ist das eine Unwirschel!“ dachte Dengler. Doch um so merkwürdiger schien sie ihm selbst. Nicht ungern pflegte er sie heimlich zu beobachten, wobei ihm

mancherlei auffiel. Unter anderm hielt sich die Dirn säuberlicher, als es sonst Mägde bei derber Arbeit zu tun pflegen. Wohl zwanzigmal des Tages kam sie zum Brunnen, sich die kräftigen Arme reinzuspülen, ihr Gewand zurechtzuziehen und sich mit raschem Griffe zu versichern, ob ihr Haar in Ordnung sei. Schritt sie sodann wieder zur Arbeit, so zeigte sich in ihrer harten Art eine kraftvolle Geschmeidigkeit, die Denglers Blicke immer wieder auf sich zog. Denn keine Last bereitete ihr Schwierigkeiten, und wo sie ihre Kraft gebrauchte, trat ein Ebenmaß ihrer festgefügtten Glieder zutage, worüber dem Dengler die landläufige Behauptung gar begründet vorkam, daß Jugend an sich selbst eine Zier sei.

*

Eines Tages geschah es, daß Dengler seinen Beobachtungsposten in der Scheune eben wieder bezogen hatte, als Besi die Kuh aus dem Stall zur Tränke führte. Bei dem Brunnen angekommen, stützte sie beide Arme auf den Rücken des Tieres und gönnte sich für einige Augenblicke Ruhe. Dengler tat anfangs als bemerke er sie nicht. Indem er jedoch nach einer Weile hinüberschielte, gewahrte er, daß die Besi über den Rücken des Tieres hinweg, den Blick geradezu auf ihn gerichtet hielt. Es lag nichts Scheues in ihren Augen, vielmehr etwas Prüfendes, bei sich Erwägendes, als dächte sie: „Was kramt nur der wunderliche Drösel immer dort in seinem Winkel?“

Dieser Blick wurde dem Bauer unbequem. Er griff zu seinem Schubkarren und machte sich damit vom Hofe. Auf dem Acker angelangt, gedachte er etlichen Mais heimzuführen, der dort in einem Schuppen lagerte, doch mit zerstreutem Sinn begann er seine Arbeit. Der erhaschte Blick der Dirn ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Ihm war, als spielten sich hinter ihrer Stirne doch mehr stille Gedanken ab, als bei ihrer mürrischen Unbekümmertheit zu erwarten war. Welcher Art diese Gedanken sein mochten, dünkte ihn kaum zweifelhaft. Ging es doch auf dem Hofe absonderlich zu. Von ihrem Bette aus herrschte und befahl die kranke Frau. Was danach in Haus und Hof zu tun war, blieb der Magd auf Treu und

Glauben überlassen. Der Bauer aber? Der sah zu! Mußte sich die Dirn nicht fragen, weshalb sich dieser gleich einem Überzähligen umherdrückte, obschon er nach Brauch und Recht der Herr auf dem Hofe sein sollte? Ha! Dachte der Dengler, der Herr war er jedenfalls. Das zu beweisen würde ihm, nötigenfalls, nicht schwer fallen. Es war nur an dem, daß eine solche Notwendigkeit sich bisher noch nicht ergeben hatte.

Unterdessen hatte Dengler Kolben auf Kolben achlos auf den Karren geworfen, dessen Fassungsraum von der letzten Heufuhr her durch ein Korbgeschlecht vergrößert war und merkte erst zuletzt, daß die Last doch zu gewichtig ausgefallen sein könnte. Denn von seinem Hofe trennte ihn eine Erdmulde, die nicht so leicht zu überwinden war. Vor Jahren hatte er sie freilich nie gescheut. Seither aber hatte er gelernt, sie in Rechnung zu stellen. Unschlüssig ergriff er die Holme, und setzte sich endlich mit der Absicht in Bewegung, nötigenfalls auf halbem Wege einen Teil der Fracht zurückzulassen. Bei der Mulde angelangt, fuhr er in mäßigem Anlauf zu Tale, blieb jedoch jenseits, wo der Boden anstieg, stecken. Zugleich erblickte er drüben am Zaune die Besi. Sie stand just im Begriffe, Wäsche von der Leine zu nehmen und schien unschüssig, ob sie dem Bauer zu Hilfe kommen solle. Das spornte diesen an, seine Kraft zu zeigen. Von der Seite her nahm er einen zweiten Anlauf, stemmte sich mit aller Macht in die Bürde und rückte vor. Obschon ihm zuletzt alles vor den Augen flimmerte, gewahrte er doch das Erstaunen, womit die Besi das Schauspiel verfolgte. Mit tobenden Schläfen langte er auf der Höhe an und stellte den Karren vor der Scheune nieder. Denn dort lag vor dem Eingang Heu aufgehäuft. Da holte der Erschöpfte Atem und rief jetzt zum erstenmal nach der Besi: „He, Dirn“, meinte er, „könntest leicht das Heu da wegschaffen, — daß ich einfahren kann!“

Als bald faßte Besi mit beiden Armen zu und trug einen Teil der Last in die Scheune. Als sie sich von neuem bücken wollte, meinte der Bauer: „Weshalb nimmst' nicht die Gabel, es ging schneller!“



Martin Dichtl:
Deutscher Bauer zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges
Bruckenthalisches Museum, Hermannstadt

„Weil sie gebrochen ist!“ war die Antwort.

„So?“, versetzte Dengler, „warum sagst du es dann nicht?“

Die Dirn zuckte die Achseln. „Die Frau hat gemeint, der Bauer wird sie schon zurechtmachen.“

Dengler besah sich den Schaden. Ein schon mehrmals ausgebesserter Zinken war in seiner Hülse locker geworden. Um ihn wieder in die Kapsel zu pressen, stemmte sich Dengler mit dem ganzen Gewicht seines Körpers gegen den Torbalken. Plötzlich aber glitt er aus, so daß nicht bloß die Kapsel zersprang, sondern auch ein zweiter, bisher wohlerhaltener Zinken abbrach.

„Auh!“ klang es hinter ihm. Verblüfft über sein Mißgeschick wandte sich Dengler um und erblickte noch ein Lächeln. Es war nur der Anflug eines solchen, wobei sich aber das sonst so finstere Antlitz der Dirn für einen Augenblick auf das seltsamste erhellte.

Ehe der Bauer sich von seiner Verwunderung noch erholen konnte, war die Besi verschwunden. Langsam las der Zurückgebliebene die Teile der Gabel zusammen und warf sie in den nächsten Winkel. Die jähe Verwandlung, die auf dem Angesichte der mürrischen Hausgenossin vor sich gegangen war, wollte ihm aber nicht aus dem Sinn. Denn ihm schien, als hätte jenes Lächeln gleich einem vorbeihuschenden Laternlein in das Gemüt der Dirn geleuchtet und bezeugt, daß es so düster nicht beschaffen sei, als es den Anschein hatte.

*

Von der Stunde an stand bei Dengler der Voratz fest, dem wortfargen Beisammensein mit der Magd ein Ende zu machen. Denn im Grunde war er eine gesellige Natur, und nur unter der Last seiner Müh und Sorgen allmählich in sich gekehrt und kleinlaut geworden.

Eines Tages entging es ihm nicht, daß die Besi sich nicht immer haargenau an die Weisungen ihrer Frau zu halten pflegte. Als er ihr das zu erkennen gab, machte sie auch kein Hehl daraus und meinte, es lasse sich nicht immer just so schaffen, wie es vom Bette aus bedacht und anbefohlen sei.

„Wird schon so sein“, sprach Dengler, „könnte die Frau alles mit eigenen Augen übersehen, so würde sie, meine ich, es auch nicht anders machen wie du.“

Diese Rede blieb nicht ohne Wirkung. Kaum daß die Besi gewiß war, daß der Bauer ihrem eigenmächtigen Tun nicht mißtrauisch nachspüre, sondern mit diesem durchaus einverstanden sei, wurde ihr Gebahren freier und ihr Wesen zugänglicher. Kurz, eher als zu denken war, kam es zwischen beiden untertags des öfteren zu einigem Meinungs-austausch über getane oder noch bevorstehende Arbeit und über die Art, wie dabei verfahren werden sollte.

Nicht lange aber, so begann Dengler derlei Gespräche mit Scherzen und Andeutungen zu würzen, die Besi anfangs mit einigem Erröten, dann aber mit stummem Erstaunen hinnahm. Denn sie waren von der Art, wie sie wohl lockere Burschen muntern Dirnen gegenüber im Munde führten, nicht aber einem Manne von den Jahren Denglers anstanden, dessen häusliche Zustände überdies zu solcherlei Launigkeit gar wenig Ursache gaben. Tatsächlich merkte Dengler auch, was in ihr vorging, doch anstatt ihr Befremden zu begreifen, belustigte ihn ihre vermeintliche Verschämtheit, so daß er mit unbefangener Zudringlichkeit fortfuhr, sich daran zu ergötzen.

Indessen rückte die Zeit der Ernte heran. Am Bette der kranken Frau wurde beraten, ob nicht ein oder zwei Hilfsarbeiter nötig sein würden. Besi merkte, daß die Frau die Unkosten gern gespart hätte und da sie meinte, sie wolle fürs erste lieber selbst mithelfen, als für fremde Mäuler zu sorgen und zu kochen, blieb es dabei.

In der Frühe des bestimmten Tages wehte der Dengler die Sense und war auf dem Felde schon ein tüchtig Stück vorgeückt, ehe die Besi vom Hofe her nachkam. Doch mit Binden und Häufen der Garben beschäftigt, weilte sie in beträchtlicher Entfernung von ihm, kehrte unter Tags wiederholt in das Haus zurück und zeigte sich zuletzt nicht wieder.

Erst, als es an das Einholen der Ernte ging, kamen die beiden einander näher. Dengler führte das Pferd am Zaume. Besi schritt mit Gabel und Re-

chen über der Schulter hinter dem Wagen einher und der Tag verlief bei heißer Arbeit. Gegen Abend, da die meisten Leute bereits feierten, fuhr Dengler mit der Besi noch einmal aus. Auf dem Stopfelfelde angelangt, führte er das Gespann langsam zur Stelle und sagte: „Wird leider noch eine Fuhre übrig bleiben.“

Besi warf ihr Gerät zur Erde und löste ihr Kopftuch. Darauf erfasste sie das erste Garbenbündel und warf es auf den Wagen.

„Zeit lassen!“ meinte Dengler. „Hast dich genug geplagt heut!“

Doch Besi unterbrach ihre Arbeit nicht. „Kömt' die Frau denken, wo wir bleiben“, sprach sie.

„Eh, gar!“ meinte Dengler, griff aber doch selbst auch zu.

Bald stand der Wagen soweit angefüllt, daß Besi, um die schweren Bündel besser verstauen zu können, ihn ersteigen mußte. Mit einem Schlag der Hand trieb sie das losgespannte Pferd von der Stelle, schwang sich auf die Deichsel und von dort empor. Oben hielt sie eine Weile still und schnürte sich das Hemd enger über der Brust zusammen.

„Stedt wohl ein Schatz drin“, meinte der Bauer jetzt, „und glaubst, daß er herausfallen kömt?“

Besi antwortete nicht gleich. Endlich versetzte sie: „Wär' nicht mehr, als auf ein paar Haarnadeln lang.“

„Ha!“ rief Dengler. „Einen solchen meinst? Wär' auch ein anderer gut aufgehoben dort!“

Besi schwieg und streckte die Arme zur Arbeit aus. Dengler spießte das nächste Garbenbündel und schwenkte es der Harrenden zur. Mit seinen Gedanken war er aber bei dem Gleichnis, das ihn soeben beschäftigt hatte, und so oft er jetzt zu der Gestalt emporjah, die sich hoch oben mit flatterndem Gewande vom Abendhimmel abhob, durchwallte es ihn heiß.

Endlich war der Wagen voll und es galt die hochgehäuften Last festzubinden. Besi erhaschte das ihr zugeworfene Seil, legte es zurecht und schickte sich an, herabzusteigen. Doch noch hatte sie die erste Sprosse der Leiter nicht betreten, so merkte sie, daß der Bauer in deutlicher Absicht die Arme nach ihr aufst. Mit finsterner Miene blickte sie umher; plötzlich raffte sie ihr Gewand zusammen und

wagte den Sprung zu Boden. Doch im Augenblick war Dengler bei ihr und erfasste sie bei den Handgelenken. Besi wollte sich lösen, doch er gab sie nicht frei. Eine Weile hielten sich Zug und Gegenzug die Waage und schon war der Bauer im Begriffe, die Wiederstrebende zu umfassen, da riß sich diese jählings los und rief: „Nicht — der Riegelbauer!“ Betroffenen schaute der Bauer um sich und sah den Genannten in einiger Entfernung langsam von seinem Acker her zu Dorf fahren. Besi aber hatte indessen ihr Gerät und Kopftuch aufgerafft und eilte voraus zu Hof.

Voll tiefinnerlicher Unruhe folgte ihr der Bauer eine Weile später nach. Besis Warnung hatte ihn für einen Augenblick zur Besinnung gebracht. Mehr als alles beherrschte ihn jetzt aber die Vorstellung, was ohne Dazwischenkunft des Riegelbauern geschehen wäre.

Als er daheim ankam, hatte Besi bereits die Scheune geöffnet und durchschritt die Tenne, um auch das jenseitige Tor aufzuriegeln. Da übermannte es den Dengler vollends. Im Dunkeln trachtete er die Dirn zu erfassen, spürte sie auch alsbald in seinen Armen, doch erwehrte sich die Überraschte seiner mit ganzer Kraft. Da begann er auf sie einzureden, mit kurzen, heischenden Worten: „Besi“, sprach er, „sei gut! — Hast gar leicht — schon einen anderen, den du gern hast?“ Da ihm vorkam, als verneine sie dies mit einer unwilligen Hauptbewegung, fuhr er dringender und so lange fort, bis ihm die beharrlich Widerstrebende endlich mit Heftigkeit seine Versündigung an der kranken Frau vorhielt.

Jetzt endlich ließ der Bauer ab. Noch ehe er von seiner Betroffenheit zu sich kam, hatte Besi den Riegel zurückgerissen und entschlüpfte ins Freie.

*

Spät kam der Dengler nach diesem Erlebnis zur Ruhe. Sein Gewissen war aufgestört. Daß ihn die Besi hatte weisen müssen, was er seinem Weibe schuldig sei, ließ ihn erkennen, wie sehr ihm die Dirn an Rechtschaffenheit überlegen war. Doch nicht lange, so erwehrte er sich seiner Bedrücktheit. Daß er seinem kranken Weibe nichts übles wünsche, das glaubte er bei seinem Seelenheil beteuern zu können.

Kommen aber mochte doch der Tag, da sie Gott zu sich rief. Wie aber dann? Hatte er alsdann noch eine Schuld zu scheuen, gab es dann für die Bessi noch irgendeinen Grund, sich ihm zu verweigern? Freilich, sie war eine von den Ehrbaren, das hatte sich erwiesen und so blieb ihm zu bedenken, daß sie dann wohl zur Bedingung stellen könnte, Bäuerin auf dem Hofe zu werden. Doch nicht lange bedrückte ihn diese Sorge. „Was läge auch daran!“ dachte er. „Das schlimmste wäre es nicht, seine eigene Magd zu freien, gar wenn das eine wie die Bessi ist, der es sobald kein anderes Weibsbild an Umsicht und Tüchtigkeit zuvor tut? Wäre es nicht viel eher Torheit, solche Vorzüge geringer einzuschätzen, als etwelche bare Mitgift und ansehnliche Schwägerschaft?

Kurz, während solcherlei Erwägungen wurde der Bauer ruhiger und endlich einig mit sich selbst. Bloß die Besorgnis befiel ihn jetzt, daß die Bessi, durch sein unbedachtes Verfahren verängstigt und scheu geworden, ihren Dienstplatz aufkündigen könnte. Er wollte ihr deshalb keinen Zweifel an seiner Gesinnung lassen, vielmehr ohne Zögern ein bindendes Versprechen für die Zukunft mit ihr tauschen und noch zwischen Schlaf und Wachen beschäftigte ihn die Vorstellung, wie sie es dann beide nach solch heimlicher Vereinbarung miteinander halten sollten.

Allein, erst spät am Tage glückte es ihm, der Dirn hinter dem Holzlager habhaft zu werden, wo ihm die Überraschte jedoch nicht standhalten wollte. Kaum, daß er ein paar Worte gesagt hatte, wurde die unwillig und spähte besorgt um sich.

„Ich muß aber mit dir reden“, drängte der Bauer. „Hör' nur und bleib!“

„Ja!“ versetzte Bessi. „Damit mich die Frau gar zuletzt davonjagt!“

Verblüfft hielt Dengler inne. An diese Möglichkeit hatte er nicht gedacht. „Ha, wär' nicht aus!“ meinte er. „Da bin ich auch noch da!“ Er gab sich alle Mühe, die Besorgnis der Dirn zu zerstreuen und hierauf in einigem Zusammenhange vorzubringen, was er ihr zu wissen machen wollte. Gesenkten Hauptes hörte ihm Bessi zu. Doch als er nicht abließ, auf Bescheid zu dringen, sprach sie endlich: „Es wird dem Bauer sein Ernst nicht sein!“ Da

wurde Dengler nicht müde, seine Absicht mit Schwüren zu bekräftigen. Mit niedergeschlagenen Augen ließ Bessi seine Beteuerungen über sich ergehen. Doch, als Dengler zuletzt von mancher Gelegenheit zu traulichem Beisammensein sprach, entzog sie ihm jählings die Hand und verweigerte ihm dergleichen Heimlichkeiten mit einer Entschiedenheit, wogegen jedes Andringen vergeblich blieb.

*

Obgleich nun Dengler nach dieser Unterredung an Bessis grundsätzlichem Einverständnis kaum noch zweifelte, ließ ihn die Bestimmtheit, mit welcher sie seine Hoffnung, der Zukunft irgendetwas vorwegnehmen zu können, zerstört hatte, doch nicht ganz froh werden. Die Ursache begriff er recht gut. Seiner Überzeugung nach, lag sie in Bessis Sorge vor der Wachsamkeit der kranken Frau. Denn das Bett, worin diese lag, stand dicht an dem Fenster, von wo aus der Hof in allen seinen Teilen zu überblicken war. In der Tat konnte sich Dengler selbst auch die Folgen einer Entdeckung seines Verhältnisses zur Bessi gar nicht unheilvoll genug vorstellen. Unwillkürlich sann er deshalb auf Mittel und Wege, einer solchen Gefahr vorzubeugen und versiel zuletzt auf den Versuch, das Bett der Frau in den Hintergrund der Stube zu verlegen, wo es in der ersten Zeit ihrer Erkrankung gestanden war. Da nun für Ordnung in der Wirtschaft gesorgt war, meinte er, es müßte der Frau selber auch recht sein, wenn sie von einem Platze wegstam, wo jedes Geräusch aus der Küche, die Kälte des Winters, die Hitze des Sommers durch die nahe Türe unmittelbar hereindrang.

Eines Morgens brachte er denn auch seinen Vorschlag bei der Kranken an. Die hangen Augen auf den Mann gerichtet, hörte ihm die Dulderin befremdet zu; endlich fragte sie: „Meint vielleicht — die Bessi so?“

Von dieser Frage wurde der Bauer so betroffen, daß er für einen Augenblick die Antwort schuldig blieb. „Was fällt dir ein?“, versetzte er. „Wie käme denn die Dirn dazu? Selber frage ich und um deinetwegen.“

Da bewegte die Kranke verneinend das Haupt. „Ich — dank' dir, Dengler“, sprach

sie mit einem Ausdruck der Entspannung, „aber hab' nicht Sorge. Was könnte mir noch schaden? Gern bleib' ich, wo ich bin — kann ich doch allein von diesem Fenster noch zuweilen dorthin sehen, wo ich gesund und — glücklich gewesen bin.“

Jetzt schwieg der Bauer still. Ohne ein Wort zu sagen, fuhr er sich mit der Hand über die Augen und verließ die Stube. Es war ihm nicht wohl zu Mute. Mehr als die Empfindung, einem bösen Verdachte aufs Haar entgangen zu sein, bedrückte ihn jetzt die Lieblosigkeit seines Vorschläges. Allzeit war doch die Frau eine gute und brave gewesen, ihr ganzes Leben lang hatte sie immer erst zuletzt an sich selbst gedacht und war seit ihrer Krankheit gar schier ohnegleichen bedürfnislos geworden. Von allem was anderen Freude macht, sagte sich Dengler, war der Ärmsten nichts geblieben, als der Ausblick durch ein enges Fenster auf den Schauplatz ihres einstigen Schaffens und auch dieses Letzte hast du ihr nehmen wollen — nur um sie desto ungescheuter hintergehen zu können!

Das kam dem Schuldbewußten jetzt so schlecht und treulos vor, daß er in Gedanken alles zusammensuchte, was zu seiner Verteidigung dienen konnte. War es denn gar so sehr unrecht, dachte er, wenn er für die Zukunft sorgte, war es wirklich sündhaft, wenn er für den Fall seines Wittums an eine zweite Heirat bei Zeiten dachte? Oft genug sei das, meinte er, vorgekommen, wo eine Wirtschaft ohne Frau nicht gedeihen konnte, und daß dies auf ihn selber zutraf, mußten Gott und seine Heiligen doch wissen.

Über derlei Betrachtungen halbwegs zur Ruhe gekommen, nahm sich Dengler vor, der Zukunft von nun an nicht weiter vorzugreifen, sondern in Geduld die Erfüllung dessen Abzuwarten, was er von ihr für den Fall erhoffte, daß er sein Weib überlebte. Er wäre dieser Enthalt- samkeit wohl auch fähig geworden, wenn er der Übereinstimmung mit der Besi hätte sicher bleiben können. Doch beharrlich entzog sich diese jeder Gelegenheit zu weiterer, vertraulicher Aussprache. Scheu und in sich gekehrt verrichtete sie ihr Tagewerk, so daß ihn zuweilen die Sorge ankam, die Besi könnte seine, möglicherweise auf lange Frist berechnete Werbung, sich eines

Tages doch noch aus dem Sinn schlagen und ihrem Glücke anderswo nachgehen.

*

Diese Befürchtung bemächtigte sich seiner vollends, als er eines Sonntags wahrnahm, daß sich die Besi zu einem Ausgang zurechtmache. Noch kein einziges Mal hatte sie von der Befugnis dazu Gebrauch gemacht, und da sie außer der alten Trauner keinerlei Bekanntschaft im Dorfe hatte, mit jener aber, wenn auch nur flüchtig, so doch oft genug im Hause zusammentraf, schien sie ihm Bedrohliches im Sinn zu führen. Sie selbst wich seiner Frage danach aus; von seiner Frau aber erfuhr er bloß, daß die Besi ohne Angabe ihres Vorhabens, um Urlaub gebeten habe und vor der Abendarbeit wieder zurück sein dürfte.

So verbrachte denn der Dengler bei zerstreuter Beschäftigung einen sorgenvollen Nachmittag, bis der Abend herabrach und die Besi heimkehrte. Nachdem sie ihr Gemand gewechselt hatte, versah sie das Vieh mit Futter, holte auch sonst einige versäumte Arbeit nach und betrug sich von dem folgenden Morgen an auf eine Weise, die den Erwartungsvollen je länger, desto freudiger überraschte. Nicht nur zeigte ihr sonst so mürrisches Gebahren eine Ausgeglichenheit als wäre sie in den Stunden ihrer Abwesenheit über verschiedene Dinge, die sie heunruhigt hatten, mit sich einig geworden; auch der Eifer, mit dem sie unterschiedliche, größere Arbeiten jetzt in Angriff nahm, deutete darauf, daß sie nicht daran denke, das Haus im Stich zu lassen, vielmehr alles mit einer Gewissenhaftigkeit überlege und vorkehre, als hätte sie für ihren eigenen Nutzen zu sorgen.

Eines nur war auffallend. Es schien, als hätte ihre Sorge vor der Wachsamkeit der kranken Frau viel eher zu- als abgenommen. Indem Dengler jetzt mit erneuter Zuversicht um die Besi herumstrich, schien sie seine Absicht nicht gerade unwillig zu bemerken, blieb aber doch darauf bedacht, daß es zu mehr als flüchtiger Zwiesprache nicht kam. Rasch, mit einem halb beklommenen Lächeln zuweilen, pflegte sie ihm immer auszuweichen, doch je mehr er dadurch angeeifert wurde, ihr seine Sehnsucht nach zeitweiligem Zusammensein zu gestehen, desto entschiedener

verwies sie ihn auf die kranke Frau und das doch auch auf eine Weise, die dem Dengler wie eine Bertröstung auf künftige Zeiten vorkam.

So oft dies letztere geschah, hatte er aber alle Not, den Aufruhr seiner Sinne zu beschwichtigen. Denn oft schien ihm, als läge diese Zukunft noch in weiter Ferne. Niemand konnte ihm sagen, wie lange sein Weib noch so dahinstehen und er an sie gebunden bleiben würde. Jahre bangen Harrens standen ihm möglicherweise noch bevor, und wenn ihm die Besi bis dahin auch sicher bleiben sollte, so blieb ihm doch die Frage, was mittlerweile aus ihm selber würde. Kaum zwei Jahre fehlten ihm noch auf sechzig; was hatte er dann noch vom Leben zu erwarten? Jeder Tag, der ungenützt dahinging, verkürzte ihm die Zeit erhofften, künftigen Glücks und Wohlergehens, so daß er sich vor Ungebuld oft kaum zu fassen wußte. Sein bindendes Versprechen hatte die Besi doch und ob schon ihm ihre Rücksicht auf die kranke Frau immer wieder Achtung abnötigte, ihn immer auch an seine eigene Pflicht gemahnte, unrecht und grausam dünkte ihn dennoch die Härte, mit der sie ihm jede Zärtlichkeit, jede Gelegenheit ihrer selbst gewiß und froh zu werden, verweigerte, und recht eigentlich dahinglebte, ohne ihm irgendwelche Anteilnahme an der Herzensnot zu zeigen, die er litt.

*

Eines Nachmittags erspähte Dengler die Besi im Küchengarten, der solcherart zum Hause lag, daß er von dem Fenster der Frau aus nicht zu überblicken war. Behutsam schlich Dengler hinzu, dicht wo Zaun und Hausmauer einen Winkel bildeten, blieb er stehen und rief die Besi beim Namen.

Verwundert erhob sie sich von dem Gemüsebeete, spähte unschlüssig umher und folgte endlich dem Rufe.

Sobald sie nahe genug heran war, redete der Dengler wieder einmal auf sie ein, bedauernd und vorwurfsvoll, wegen die Beharrlichkeit, mit der sie sich ihm verweigerte: „Nimmer weiß ich mir zu helfen“, klagte er, „nicht mehr was ich anfangen soll und tun, so verlangt mich zu dir! Sag' Besi, magst mich denn gar nicht? Besi — jag'!“

Sie schwieg eine Weile, endlich versetzte sie mit leichtem Erröten: „Ich hab' nicht — nein gesagt!“

„Aber du leidest mich nicht bei dir!“ klagte er.

Sie zuckte die Achseln und wiederholte darauf den Grund ihrer Zurückhaltung.

„Ist ja wahr!“ gab Dengler zur Antwort. „Weiß es ja selbst. Aber oft ist mir, als könnt' ichs nicht länger so tragen. Wie in der Hölle ist das! Warten, ewig so warten — Gott weiß wie lange!“

Besi hatte achtlos eine Schote gepflückt und während sie diese zwischen den Fingern entkernte, meinte sie: „Sollt' der Bauer halt den Doktor fragen!“

„Den Doktor!“ seufzte Dengler. „Wie oft hab' ich den schon gefragt. Was täte der auch wieder sagen? Immer das selbe. Über Nacht kann's einmal aus sein, aber — lang kann es noch dauern auch!“

Besi warf die Bohnen in den Korb. Plötzlich schüttelte sie das Haupt und sagte: „Wäre ich krank, ich möchte nicht so viel und lange leiden. Nein, lieber gleich ein schnelles End'! In der Stadt, sagt man, geht es anders. Ist keine Hilfe mehr, so gibt der Doktor ein Schlafmittel — und es ist aus!“

Nach diesen Worten kehrte sich die Besi wieder ihrem Beete zu und da sich auf der Straße Leute zeigten, zog auch der Dengler sich zurück. Doch der Eindruck von Besis Rede blieb ihm. „Gibt der Doktor ein Schlafmittel — und es ist aus!“ dachte er immerfort. Ähnliches meinte er schon einmal gehört zu haben von Spitälern in der großen Stadt, wobei man freilich zugab, daß sofern dergleichen wirklich jemals vorkam, es sich doch nur um ganz unheilbare Kranke handeln könne, die von allen Angehörigen verlassen seien und für deren Pflegekosten niemand aufkommen wolle.

Das Los solcher von allem Erbarmen verlassen Menschen dünkte den Dengler erschreckend. Nur junge Leute wie die Besi, meinte er, mochten darüber leicht hin reden. Dennoch wollte ihm vorkommen, daß bei kaltblütiger Betrachtung sein Grauen vor jenem Verfahren auf einem Vorurteil beruhe. „Denn“, dachte er, „was ist das Dasein am Ende noch wert, wenn eines so dahinstirbt und weder leben noch sterben kann? Ist das nicht ein Leiden

ohne jeden Trost und Zweck? Ist der Arzt nur dazu da, solchen Jammer zu verlängern? Wäre da Erlösung nicht die größte Wohlthat, nicht bloß für den Kranken, sondern auch für alle diejenigen, die mit ihm leiden? Mochte man dagegen sagen was immer“, meinte er, „wenn schon nicht das Herz, die Vernunft mußte die Frage schließlich doch bejahen.“

Tief aufseufzend spannte Dengler das Pferd an den Pflug und fuhr auf das Feld. Während er dort anfang den Acker zu stürzen, konnte er von der Vorstellung nicht loskommen, wie es in seinem Falle bei einem Erlösungswerke jener qualersparenden Art wohl zugehen würde. Denn auf Genesung war bei dem kranken Weibe doch kaum mehr zu hoffen. Von Schmerzen geplagt, mühselig atmend, verbrachte sie ihre Tage und schlimmer noch die Nächte, so daß auch die alte Trauer oft meinte, ein sanftes Ende wäre ihr zu wünschen. In solchen Gedanken versunken, sah sich der Dengler jetzt im Geiste auf dem Wege zum Doktor. In Anbetracht der Besonderheit seines Anliegens war er auf ziemliches Honorar gefaßt. Denn daß ihn ein rechter Doktor samt all dem mitgebrachten Gelde zur Türe hinauswerfen würde, kam ihm nicht in den Sinn. So zog er denn, immer in Gedanken, die Glocke und trat ein. Auf die Frage, was ihn herbeiführe, beginnt er seine Not zu klagen, schildert den steten Jammer mit der kranken Frau, und kommt endlich auf den Wunsch nach Erlösung zu reden. Eine Weile besinnt sich der Doktor, nickt dann aber mit dem Haupte und sagt: „Wenn Ihr so denkt, kann man ja helfen.“ Während der Dengler sich darauf gefaßt macht, gleich zu bezahlen, holt der Doktor einiges aus dem Schranke, steckt es in seine Ledertasche und setzt den Hut auf. Ohne noch ein Wort zu reden, machen sich die beiden auf den Weg, kommen auf dem Hofe an und treten ein. Dort liegt die Dulderin, deren Erlösung jetzt stattfinden soll, und schaut, aus unklaren Träumen erwachend, auf den unerwartet erschienenen Arzt. Dieser tut ganz munter wie immer, fragt dies und jenes, fühlt wie sonst den Puls und sagt endlich: „Da wollen wir halt jetzt ein Pulver geben, das wird sicher gut tun!“ Er verlangt ein Glas, füllt es zum Teil mit Wasser, tut ein Pulver hinein,

rührt um und — da fuhr der Dengler, der im Geiste alles miterlebt hatte, jählings mit dem Arm derart durch die Luft, daß das Pferd an seiner Seite aufbäumte. Er hatte, ganz in seiner Vorstellung befangen, dem Doktor in letzter Minute das Glas aus der Hand schlagen wollen und die Bewegung tatsächlich ausgeführt . . .

Zur Besinnung gekommen, rückte sich Dengler den Hut aus der Stirn und schaute, tief aufatmend, um sich. Nein, dachte er, niemals würde er eine solche Tat an dem armen, arglosen Weibe zulassen! Gott, der Allmächtige hatte ihr das Leben gegeben, er allein nur durfte es ihr nehmen, er ganz allein. Seinen Willen hat der Heiland erdulden müssen; um wieviel mehr geziemt das also auch dem Menschen! In aller Not und allem Leid steht diesem nichts frei, als die Bitte um Erbarmen.

Doch während Dengler sich dessen inne wurde, ging ihm die Frage durch den Sinn, weshalb sich denn Gott seiner nicht erbarmen wolle? Das meinte er jetzt wohl zu wissen. Gebetet hatte er zwar in der ersten Zeit um die Genesung seines kranken Weibes, niemals aber noch, daß Gott es von seinen Leiden erlösen und ihm selber zu einem neuen Leben verhelfen möge. — Gleich einer Weisung in tiefster Ratlosigkeit empfand er jetzt den Antrieb dazu. Am liebsten hätte er sogleich damit angefangen. Doch der Acker dünkte ihn nicht der rechte Ort dazu. An geweihter Stätte, meinte er, müßte das geschehen und im Geiste erschien ihm dabei die Wallfahrtskirche zu Maria Radna, wo das Gnadenbildnis der heiligsten Jungfrau hing, die allen, die dem Bilde bedrängten Herzens naheten, besondere Fürbitte bei Gott verhieß.

*

Von dem Augenblicke an war der Dengler entschlossen, die Wallfahrt dahin zu unternehmen. In Anbetracht der Beschaffenheit seines Anliegens, wünschte er nur, das niemand das Ziel seiner Wanderung erfahre. Eines Vorwandes für seine Abwesenheit vom Hause bedurfte es insbesondere bei seiner Frau. Doch, als er in aller Frühe des nächsten Morgens wohlausgerüstet in die Krankenküche trat, hörte er, daß die Frau wieder einmal eine gar üble Nacht hinter sich habe und jetzt

in tiefer Ermattung dahinschlummere. Nach einem unsicheren Blick auf die Kranke wandte er sich deshalb ab und sagte: „Vor Abend bin ich wieder da.“

Am Tore angelangt, zog er den Hut tiefer in die Stirn und schritt tüchtig aus. Sobald er die letzten Häuser hinter sich hatte, wick er von der Landstraße ab und trachtete über die nächsten Stoppelfelder hinweg ungesehen einen wenig begangenen Pfad zu erreichen. Nachdem er diesen unter den Füßen spürte, mäsigte er den Schritt und atmete auf. Dennoch beschwerte ihn das Gefühl seiner Heimlichkeit beinahe so, als könnte bei seiner Absicht, sich mit einem Anliegen an Gottes Erbarmen zu wenden, irgend etwas nicht in Ordnung sein. Doch mit dem Vorsatz, nicht länger darüber nachzugrübeln, straffte Dengler sich empor, zündete seine Pfeife an, löschte sie aber in schneller Besinnung, daß sich das Tabakrauchen auf einer Wallfahrt doch nicht recht zieme, wieder aus und schaute um sich. Längs seines Pfades dehnten sich zu beiden Seiten teils Sturzäcker, teils noch ungepflügte Stoppelfelder aus, und unter Gedanken an die Arbeit, die hier noch weit hin zu tun war, setzte Dengler seinen Weg fort, bis endlich fern auf vorgeschobener Anhöhe die Gnadenkirche zu Maria Radna sichtbar wurde. Bei diesem Anblick nahm er den Hut ab und bekreuzigte sich.

Als Dengler zu Ende seiner Wanderung die Brücke erreicht hatte, die hier über die Marosch führte, kam ihm von der anderen Seite ein verschrumpftes Weiblein entgegen. Zu seinem Mißvergnügen erkannte der Bauer die alte Heinzl, die mit geweihten Wachskerzen, Bildern und Rosenkränzen ihren Handel trieb und in allen Ortschaften der Umgebung damit umherkam.

„Schau — der Dengler!“, sprach die Alte, indem sie mit wackelndem Haupte sich dem Herannahenden zulehrte. „Was führt denn dich gar her?“ Und da sie nicht gleich Antwort bekam, fuhr sie fort: „Drückt dich dein Kreuz wohl, wie? Wär kein Wunder!“ Plötzlich erhob sie von neuem das Haupt, blinzelte Dengler an und meinte: „Habt jetzt eine Dirn im Haus, gelt?“

„Wohl, wohl“, gab Dengler zur Antwort und schlug die Augen nieder.

„Hätt' nicht gemeint, daß dein Weib eine dulden wird“, fuhr die Alte fort. „Hat halt doch sein müssen. Und wie geht's der Frau? Immer recht schlecht wohl. Und sterben will doch niemand. Aber wer weiß, — kann ja alleweil noch wieder gut werden. Beten muß man nur recht fleißig. Das tu' ich auch, wie mir's dein Weib aufgetragen hat. Kannst ihr's auch sagen: So oft ich da bin zur heiligen Messe und zum Segen, bet' ich für sie, auf daß sie halt doch wieder gesund wird.“

Hierfür glaubte Dengler ein „Vergelt's Gott“ sagen zu müssen und machte, daß er weiterkam. So sehr er auch wünschte, die Begegnung wäre ihm erspart geblieben, so lieb war es ihm doch, die Alte fern von dem Argwohn zu wissen, daß seine Wallfahrt einen anderen Zweck haben könnte, als die Genesung seines kranken Weibes.

Sonderbar überkam es ihn aber, als er jetzt, vor dem Tore der Kirche angelangt, sich seines tatsächlichen Vorhabens inne wurde. Eine Weile zögerte er, besprengte sich darauf mit Weihwasser und trat ein. Rings umging ihn die Dunkelheit des hohen, von Weihrauchdunst geschwängerten Raumes. Fern an einem Pfeiler jedoch zeigte sich in einem Kranz von vielen Lichtern das geheiligte Bildnis der Gottesmutter. Doch die Flammen aller der Kerzen flackerten so unruhig, daß ihm das Antlitz der seligsten Jungfrau gleichwie in einem aus Licht gewebten Schleier entschwand. Klar und deutlich sichtbar blieb ihm nur das Jesuskindlein, welches im Schoße der Gebenedeiten aufrecht stand und mit den Schwurfinger zum Himmel wies, als wollte es die Undächtigen ermahnen, was immer sie bedrücken mochte, dem Ratschlusse Gottes anheimzustellen.

Darüber merkte Dengler, daß er noch immer abseits stehe und schaute nach einem Plaze in den Bänken um. Dort legte er lautlos Stod und Hut ab und stützte die Stirn in die Hände. Nun war er also da. Wie sollte er jetzt beginnen, dachte er. Gott und heilige Jungfrau wußten doch, wie es um ihn bestellt war. Ihnen brauchte er nicht erst zu klagen, wie drückend schwer das Siechtum seines Weibes auf seiner Wirtschaft und auf seinem Leben lag. Sie mußten wissen, seit wie lange er schon unverschuldet darunter litt, sie mußten einsehen, daß er dabei selber an

Leib und Seele verkümmern mußte. Immer wieder rief er dies alles in sich hervor, um Zeugnis seiner Erbarmungswürdigkeit und zur Rechtfertigung seines Anliegens, das ihm vor Gott dem Allwissenden besonderer Worte nicht erst zu bedürfen schien.

Allein, trotz geraumer Zeit, die er mit solchen Betrachtungen hinbrachte, hatte er die Empfindung, als wäre es mit all' dem doch nicht ganz getan. Nach einer Weile begann er deshalb ein Vaterunser, darauf ein Ave-Maria zu beten, in der Absicht, hierauf ein Ende zu machen. Doch vergebens; die Besorgnis ließ ihn nicht frei, daß seine Wallfahrt am Ende doch vergeblich bleiben könnte, sofern er seine Bitte nicht ausdrücklich vorbrachte. Eine Weile zögerte er noch, dann barg er entschlossen das Antlitz in beiden Händen und erflehte sich die Fürbitte der heiligen Jungfrau, damit Gott sich seiner erbarme und das franke Weib in Gnaden zu sich nehme.

Jetzt erst schien dem Knienden zu tun nichts mehr übrig. Langsam stand er auf. Während er mit der Rechten das Kreuz über sich schlug, tastete er mit der linken nach seinem Stock und Hut, benezte sich unterwegs noch einmal mit Weihwasser und verließ die Kirche.

*

Als Dengler im Freien wieder angekommen war, läuteten vom Turm die Mittagsglocken. Nachdenklich setzte er den Hut auf und bedachte, wo er einkehren könnte. Denn eine Erquickung meinte er sich gönnen zu sollen, bevor er den weiten Weg, den er gekommen war, wieder zurücklegte. Nach kurzer Überlegung wählte er den Gasthof „Zum heiligen Geist“, denn dort pflegten durchziehende Fuhrleute einzufehren, die weit in der Gegend umherkamen und von deren Gesprächen er sich einige Ablenkung erhoffte. Diese wurde ihm denn auch halbwegs zuteil, so daß er länger blieb, als er im Sinne gehabt hatte. Bevor er aufbrach, ließ er sich aber noch eine Flasche Wein verkorken und verwahrte sie in seiner Tasche.

Noch hatte er die letzten Häuser der Ortschaft nicht erreicht, so kam ihm aus einiger Entfernung ein Leichenzug entgegen. Gar gern wäre Dengler der düsteren Begegnung ausgewichen, er sah

jedoch keine Möglichkeit dazu. Notgedrungen stellte er sich deshalb an den Rand der Straße, wo schon ein Häuflein Neugieriger versammelt war, und von diesen vernahm er, daß man einen Mann bringe, der beim Decken einer Scheune verunglückt war. Es sei ein Tagelöhner gewesen, dessen Weibe eine Erbschaft zugefallen war. Gott mochte wissen, hieß es, wie manche Jahre die beiden Leute auf den Tod der alten Frau, um deren kleines Anwesen es sich handelte, gehofft und ihn herbeigewünscht hatten. Kürzlich sei sie gestorben, doch kaum daß die Erben mit ihren Kindern eingezogen waren, sei das Unglück geschehen. Schrecklich sei es, aber zu sagen, wie der Tod des noch rüstigen Mannes, dessen Witwe verstört habe. Bitterlich habe sie Gott und die heilige Jungfrau angeklagt, auf deren Güte kein Verlaß und Vertrauen sei, und habe sich doch ehemals im Gebete nicht genug tun können. Während dem beredet wurde, näherte sich der einspännige Leiterwagen mit dem bekränzten Sarge, hinter ihm aber schritt die Witwe inmitten ihrer vier halbwüchsigen Kinder, das tränenlose Antlitz voll finsterner Hoffnungslosigkeit.

Jetzt begannen die Glocken von der Kirche zu läuten und Dengler machte sich von neuem auf den Weg. Längst hatte er das Dorf hinter sich und noch immer lag ihm der Tote und der Gram seines Weibes im Sinn. Ob das Schicksal dieser beiden, dachte er, nicht gar eine Strafe für die Ungeduld war, mit der sie die Erbschaft sich herbeigewünscht hatten. Es heißt, der Mensch soll nicht beten, daß sein Wille geschehe. Gott weiß selbst, was jedem frommt. Es wollte dem Dengler deshalb vorkommen, als müßten vor dem letzten Gerichte am besten doch diejenigen bestehen, die auf die Frage: Was hast du getan? in Wahrheit Gott zur Antwort geben konnten: Ich habe in Demut ertragen, was du mir auferladen hast und allzeit in dem Gedanken gelebt: Dein Wille geschehe!“

Während solch unruhvoller Betrachtungen merkte Dengler, daß er eine Wegkürzung eingeschlagen habe, die dicht am Flusse hinlief und erst unweit eines Bildstockes die entlegene Straße wieder erreichte. Achlos war er auf diesen Weg



Martin Dichtl:
Deutsche Bäuerin zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges
Bruckenthalisches Museum, Hermannstadt

geraten, den er von früher Kindheit her immer gescheut hatte. Denn es war ein schmaler, düsterer Pfad, an den das Wasser oft ganz dicht heranreichte und sich murmelnd in den Wurzeln der alten Weiden versing, die gleich lauernenden Anholden hintereinander hervorschauten, als berieten sie sich, welcher von ihnen über den einsamen Wanderer herfallen solle.

„So geht es!“ dachte Dengler, indem er sich den Schweiß von der Stirne wischte. „Schneller als einer denkt, ist der rechte Weg verfehlt!“ Zur Umkehr war es zu spät und so trachtete Dengler weiter. Doch die ungewollte Abweichung wurde ihm jetzt zu einem Gleichnis seines eigenen Lebensweges, auf welchem er in seinen alten Tagen unversehens noch in ein Wirrsal von Wünschen, Begierden und Vorurtheilen geraten war, die ihn um alle Fähigkeit gebracht hatten, zu entscheiden, ob, was er tat und dachte, recht oder unrecht, erlaubt oder sündhaft sei. Und ihm schien, als räche sich das jetzt. Denn mit jedem Herzschlag vermehrte sich ihm die dumpfe Unruhe des Gewissens, so daß er wünschte, er hätte seine Wallfahrtsbitte nicht getan, sondern eingedenk der Empfindung, die ihn bei der warnenden Gebärde des Christuskinde überkommen hatte, sein Wohl und Schicksal allein dem Ratschlusse Gottes anheimzustellen.

Unterdessen hatte Dengler den Pfad hinter sich gebracht. Tief atmete er jetzt auf und mäsigte den Schritt. Der größte Teil des Heimweges lag hinter ihm, doch der Abend war herangebrochen. „Jetzt wird die alte Heinzel“, dachte er, „beim Abendsegen sein und in der Kirche beten um die Genesung der kranken Frau!“ Dieser Gedanke war dem Dengler jetzt gar tröstlich. Denn wie immer es auch künftig mit ihm werden mochte, er wollte für sich nichts begehrt und erfleht haben, und auch in aller Zukunft nichts nach eigenem Sinn betreiben, sondern ohne jeden Wunsch und Vorbehalt sich in den Willen Gottes fügen, worin ihm sein Glück und Seelenheil doch am sichersten geborgen schien.

Während er sich durch diesen Voratz innerlich erleichtert fühlte, spürte er das Schlenkern der vollen Weinflasche, die er, bisher fast unbeachtet in der Tasche seines Rockes trug. Den Wein hatte er der Besi-

vermeint. Doch jetzt fiel ihm ein, daß er wohl besser getan hätte, der kranken Frau etwas mitzubringen. Ein Bildchen der Gebenedeiten, ein geweihtes Rosenkränzlein, meinte er, hätte sie gewiß erbaut und erfreut. Am liebsten wäre er noch einmal umgekehrt, um das Versäumnis nachzuholen. Doch über den Feldern wehten bereits die ersten Schleier der Nacht. Die Fledermäuse flatterten durch die unsich-tige Luft und im Süden lag der Himmel düster umwölkt. Eine bedrückende Schwüle hauchte jetzt von dort herüber und wirklich, fern zuckte ein fahles Wetterleuchten auf. „Wird doch kein Gewitter kommen?“ dachte Dengler. Als bald beschleunigte er den Schritt und wünschte bereits daheim zu sein. Seitdem die Frau krank lag, war er so lange noch nie von ihr fort gewesen. Die Gewohnheit ihrer Nähe wurde ihm fühlbar, es verlangte ihm zu wissen, wie die Ärmste den Tag verbracht habe und er nahm sich vor, sogleich nach seiner Heimkehr zu ihr zu gehen und ihr, der er so vieles abzubitten hatte, mit aller Herzlichkeit etliche Worte des Trostes und der Theilnahme zu sagen.

*

Ungeduldig strebte Dengler vorwärts und endlich, da es am Himmel wieder aufblitzte, erschien der Kirchturm des heimischen Dorfes vor seinen Augen. Nicht lange, so unterschied er auch die Umrisse seines Hauses und war nun froh. Der weite Weg hatte es ihm doch angetan; er fühlte sich ungewöhnlich müde.

Indem er jetzt auf sein Anwesen zu-lenkte, sah er zwei Weiber zum Tore herauskommen. Er blickte schärfer hin und gewahrte im Hofe selbst noch eine Gruppe anderer Leute. „Wie nun“, dachte er, „was wäre denn das?“. Verwundert schritt er noch schneller aus und traf auf seine nächste Nachbarin, die Zaungruber. „Mein, Dengler“, hörte er sich anrufen, „wo warst du denn nur so lang?“

„Was fragst“, versetzte Dengler, „ist etwas geschehen?“

„Gott tröste dich!“ war die Antwort. „Erlöst bist du halt, dein armes Weib hat's überstanden.“

Da zuckte der Dengler zusammen. Gleich einem Keulenschlag hatte ihn das Wort getroffen. Mit bebender Hand nahm er den Hut ab und wischte sich die Stirn.

„Find' dich drein“, meinte die Zaumerin. „Gutes hat die Arme ohnehin nicht mehr gehabt — und dir ist auch geholfen.“

Doch der Verstörte verstand sie kaum. An eine derart pünktliche Erhörung seiner Wallfahrtsbitte hatte er im entferntesten nicht gedacht, ja, ihm war, als hätte er ernstlich gar nie gemeint, daß sie den Himmel überhaupt erreichen könnte. Jetzt, da es geschehen war, wälzte sich ihm die Schuld, das Ende der Frau herbeigefleht zu haben, mit einer Gewalt auf das Gewissen, die ihn zu erdrücken drohte. Nur die Sorge, sich das nicht anmerken zu lassen, hielt ihn halbwegs aufrecht. Auf welche Art er aber zwischen den Anwesenden hindurchgelangte, wies er über den Hof kam und zuletzt die Kraft gewann, sich dem Sterbezimmer zu nähern, wußte er nicht.

Als er notgedrungen dort eintrat und die scheuen Augen erhob, erblickte er die Entenwirtin und neben ihr die alte Trauner. Langsam kamen die beiden auf ihn zu und bezeugten ihm ihr Beileid. Sodann vernahm er einiges von den letzten Lebensstunden der Frau, wovon sich dem Dengler nur einprägte, daß die Kranke nach gar übel und halb bewußtlos verbrachten Morgenstunden, kurz vor dem Mittagsläuten plötzlich nach ihrem Manne gerufen habe und wenige Augenblicke später verschieden sei.

Hierauf verließ die Entenwirtin das Zimmer, bald dünkte es auch der Traunerin an der Zeit heimzukehren und jetzt fand sich der Dengler allein mit der Toten, deren schwächliche Gestalt sich undeutlich unter dem weißen Laken abhob, mit dem man sie bedeckt hatte. Bei diesem Anblick drängte es auch Dengler, sich zu entfernen. Doch er vermochte keinen Schritt zu tun. Ein starres Gefühl der Pflicht zwang ihn zu bleiben, bei der Entseelten zu wachen und so von der Treue Zeugnis zu geben, die er ihr vor Gott und den Menschen schuldig war.

Infarn ließ er sich endlich auf einem Sessel nieder und bekreuzigte sich. Nichts regte sich in der beklemmenden Stille des Zimmers, als das zeitweilige Knistern der beiden Kerzen, die zu Häupten des Bettes angezündet waren. Ein Gefühl grenzenloser Verlassenheit überkam den Fassungslosen und krampfte sich zu dem sehnlichen Wunsche zusammen, die Tote

erwecken und noch einmal zu ihr reden zu können. Jetzt, da sie für immer verstummt war, meinte er zu erkennen, was er an ihr besessen hatte. Aus der Tiefe der Erinnerung, trat ihm sein ganzes, ehrliches Leben vor die Seele, als das traute, klare, von keiner Schuld getrüübte Erlebnis, einer besseren, glücklichen, jetzt unwiederbringlichen, versunkenen Zeit. Die Gewisheit dieser unwiederbringlichkeit ergriff ihn dermaßen, daß ihm die Tränen über das Antlitz flossen und er sie immerfort von der Nase wischen mußte. Elend kam er sich vor, über die Mäßen elend und unfelig. Vergebens klammerte er sich an den Gedanken: „Gott hat es so gewollt, er allein hat es so gefügt!“ Stets aufs neue sagte ihm doch sein Gewissen: „Nimmer ist das wahr! Du selbst bist Schuld, du selbst hast ihr den Tod gewünscht!“ Zu spät dünkte ihn jetzt die bitterste Reue. Nichts half ihm gegen die Überzeugung, daß Gott, der doch so viele Wünsche nicht erhört, ihn durch Erhörung einer frevelhaften Wallfahrtsbitte erbarmungslos gestraft habe.

Immer wieder fragte er sich, wie das alles möglich geworden, welche tückische Macht ihn zu jener Wallfahrt verleitet und so furchtbar hatte schuldig werden lassen? „Der allmächtige Gott war das nicht“, klagte er vor sich hin. „Der ist kein Versucher, denn sonst könnte er nicht der gerechte Richter, nicht der allgütige Vater sein.“ Ein anderer mußte es also getan haben, einer, der über die Menschen Gewalt gewinnt, sobald sie Gott vergessen. Und plötzlich meinte Dengler ihn auch zu erkennen. Er, an den er nie hatte glauben wollen, stand ihm mit einem Male vor der entsetzten Seele, er — der Teufel. Unvermerkt, wie der Sommerbauer es gesagt hatte, hatte er sich in ihm festgesetzt ihn nach und nach umgarnt, ihn trotz mancher Warnung des Gewissens immer wieder von neuem übermächtig und hohnvoll zeigte er ihm jetzt auch sein Werkzeug — die Besi! Mit ihrer Ankunft auf dem Hofe hatte es begonnen, mit ihrem Lächeln hatte ihn der Satan verblendet und in das Unglück gebracht.

Da stöhnte der Dengler verzweifelt auf. Voll Angst um sein Seelenheil, machte er von neuem das Kreuz über sich und begann ein Vaterunser zu beten. Als er

aber zu der Stelle kam: „Vergib uns unsere Schuld“, verlangte ihm nicht weiter. Immer von neuem wiederholte er diese Bitte, bis ihm endlich in müder Erschöpfung der Sinne alles Denken verging.

*

Der Morgen dämmerte heran, ehe der Bauer aus seiner Betäubung zu sich kam. Sein Blick schweifte über das Bett hin zum Fenster. Dort lag, wie sonst, das Gebetbuch der Frau und eine Anwandlung riet ihm, es gleichsam als Pfand und Schutz in seiner userlos gewordenen Not zu sich zu stecken. Dabei traf er auf die Weinflasche, die er noch im Rocke trug. Voll scheuen Schreckens erhob er sich und barg sie in einem Winkel seiner Kammer mit dem dumpfen Voratz, sie der Kirche als Meßwein zu spenden. Zugleich überkam ihn der Wunsch zu beichten, die Last, die ihm das Herz zu erdrücken drohte, von sich abzuwälzen. Raun, daß der Tag vollends hereingebrochen war, machte er sich denn auch auf den Weg zur Kirche. Indem er aber dort ankam und schon eine Anzahl Andächtiger vorfand, befiel ihn die Sorge, was die Leute wohl denken würden, wenn sie ihn so unmittelbar nach dem Hinscheiden seines Weibes im Beichtstuhle erblickten würden. Ihm war, als müßten sie sogleich vermuten, daß ihn eine Schuld bedrücke, die mit der Toten zusammenhing und erschrocken stahl er sich darum in eine Bank.

Während er dort noch ratlos vor sich hinsann, fiel sein Blick auf ein Gemälde, das von altersher unweit von der Sakristei an der Mauer hing und ihm wohlbekannt war. Es stellte einen Einsiedler dar, der mit der Geißel in der Hand betend vor einem Buche kniete, während aus dem Dunkel der Höhle allerlei greuliche Gestalten hervorglöhsten, in der sichtlichen Absicht, über ihn herzufallen. Das unmögliche Aussehen dieser geschwänzten tierköpfigen Teufelsbrut war eine der Ursachen gewesen, daß Dengler in reiferen Jahren an ihr Vorhandensein nicht hatte glauben wollen. Jetzt aber dämmerte ihm eine Ahnung, daß es sich bei jenen Mißgestalten um bloße Sinnbilder aller bösen Antriebe handeln mochte und daß es eben diese seien, vor welchen der Einsiedler dort in andauerndem Gebete Zuflucht suchte und auch fand. Das diente

Dengler jetzt zu einer Weisung. Abblüßen wollte auch er seine Schuld durch inbrünstig dauerndes Gebet und dadurch zurückfinden auf den rechten Weg, um von diesem nicht wieder abzuweichen, bis an seines Lebens Ende.

Indem er sich diesen Voratz noch vor Augen hielt, sah er jedoch mit einem Male vorne beim Hauptaltar die Besi stehen. Vor jäher Bestürzung mußte er nicht, was er denken sollte. Hatte ihm der Satan die Dirn am Ende gar bis hierher in die Kirche nachgeschickt? — So maßlos frech, meinte er, konnte der Teufel doch unmöglich sein! — Die ganz unerwartet Erschienene stand mit dem Rücken gegen die Kirchenbänke her und hielt, wie man aus dem Bug der Arme schließen konnte, die Hände vor der Brust gefaltet. Trotz der Wochentagsfrühe war sie gekleidet zum Kirchgang, der offensichtlich der toten Frau galt. Sollte die Dirn, dachte Dengler, den Gang bloß der Leute wegen gemacht haben? Oder — tat er ihr etwa gar Unrecht? Ahnte sie am Ende selber gar nicht, daß und wie sich der Teufel ihrer bedient habe? Unmöglich schien ihm das nicht, seitdem er um die Gebährungskünste des Teufels aus eigener Erfahrung wußte. Nach einer Weile sah er, wie die Besi die Hand zu den Augen erhob, als kämen ihr die Tränen. Da stand er betroffen auf, drückte sich hinter eine Säule und verließ unauffällig die Kirche.

Auf dem Heimwege fand er sich in einem Wirrsal von Gedanken und Empfindungen. Er spürte keine Berechtigung, der Besi den Frevel eines heuchlerischen Aufblickens zum Altar Gottes zuzutrauen. Auch schien es ihm durch nichts erweisbar, daß sie zu seiner Versündigung an der toten Frau wissentlich beigetragen habe. Im Gegenteil! War nicht sie es gewesen, die ihn davor bewahrt hatte, der Verewigten schon bei ihren Lebzeiten die Treue zu brechen? Hatte sie sich nicht allzeit rechtfchaffen gegen die Frau betragen? Soweit seine Erinnerung zurückreichte, vermochte er der Dirn nichts vorzuwerfen, nicht die geringste Ermutigung seiner verblendeten Leidenschaft, nicht das geringste Entgegenkommen. Allzeit hatte sie vielmehr seines eigenen Andringens sich erwehrt. Selbst das spärliche Gehör, daß sie ihm zeitweilig gegönnt, hatte er ihr

förmlich abringen müssen und so auch ihre zögernde Zusage für die Zukunft. Bei dem Gedanken an dies heimliche Verlöbniß erblaßte der Dengler aber jetzt. Denn unfehlbar sah er den Tag herankommen, da die Besi sich bereit machen würde, an den Platz der verstorbenen Frau zu treten. Durfte er aber noch daran denken, einer Zukunft froh zu werden, die mit der Schuld an dem Tode seines armen Weibes erkaufte worden war? War nicht gerade das die Absicht des Teufels, ihn soweit zu bringen? Wie aber, dachte er weiter, wenn nun die Besi ihre Erwartung zeigte, daß er sein Wort einlösen werde? Würde er dann imstande sein, die Beteuerungen, die er ihr gemacht hatte, abzuleugnen? Würde er ihr den wahren Grund seiner Weigerung jemals eingestehen dürfen? Würde die Enttäuschte nicht berechtigt sein, schonungslos zu verkünden, daß er sie ebenso treulos betrogen habe, wie er die kranke Frau verraten hatte? Was dann werden sollte, vermochte der Dengler nicht auszudenken. Fast schien ihm, als wollte ihm der Teufel jeden Ausweg verstellen, als wollte er nicht ruhen, bis er sich seiner vollends bemächtigt und seinen Triumph vollendet hatte.

Für den Augenblick fehlte es dem Geängstigten an jeglicher Sammlung über diese neue, bedrückende Sorge, mit sich zu Räte zu gehen. Als er zu Hause ankam, wartete der Schreiner bereits mit dem Sarge. Trauergäste stellten sich ein, die Verstorbene noch einmal zu sehen und so wurde der verstorben Mann, dem die ratlose Bekümmerniß anzumerken war, in steter, unruhiger Geschäftigkeit umhergetrieben.

Am dritten Tage fand das Begräbniß statt. Im Hause rüstete die Besi indessen das Trauermahl. Mitten unter seinen Gästen, welche die Tugenden der verewigten Frau beredeten, saß der Dengler aber, den Kopf in die Hand gestützt, ein Bild der gramvollsten Versunkenheit, in der kein Trost und Zuspruch ihn erquicken konnte. Dennoch wünschte er aus Furcht vor künftigem Alleinsein mit Besi die Leute nicht aus dem Hause. Als sie dann doch endlich Abschied nahmen, verfügte der Verlassene sich in seine Kammer, zog das Gebetbuch seiner Frau hervor und

versuchte daraus zu lesen. Tag für Tag gedachte er damit fortzufahren, in der dumpfen Hoffnung, daß ihn dies durch alle Wirrnisse seiner Lebenszustände hindurchführen könnte. Allein, schon am folgenden Tage verzweifelte er daran. Jede Weile waren seine Gedanken auf dem Hofe, wo die Arbeit harrte und die Besi schaffte, bis ihm die Vorstellung alles dessen, was er mit der Dirn erlebt und vereinbart hatte, von neuem erschreckte und in dumpfer Bekümmerniß vor sich hinbrüten ließ.

Besi hatte das Bettzeug der toten Frau indessen an die Sonne gebreitet, danach gewaschen und geplättet und brachte es nun wieder herein. Durch ihr Hantieren dicht im Nebenzimmer beunruhigt, erspähte der Bauer eine Gelegenheit und machte sich davon. Als er zu später Nacht wieder heimkehrte, fand er hier eine auffallende Veränderung vor. Besi hatte die Bettstatt der Frau in Denglers Schlafkammer geschoben und derart das eheliche Lager so wieder zurechtgestellt, wie es voreinst gewesen war. Diese Zurüstung brachte den Bauer um den Rest seiner Fassung. Er nahm sie für ein Zeichen der unbefangenen Sicherheit, womit die Besi die Herrschaft im Hause antrat und für die Zukunft vorsorgte. Wie sollte er dem begegnen? Die gefürchtete Stunde der Entscheidung, dachte er, mochte bald kommen; keine Andacht, keine Vertiefung in das Gebetbuch war imstande, ihm diese zu ersparen. In tiefster Bedrängniß rief er endlich sein in Gott ruhendes Weib an, es möge ihm helfen, ihm raten, ihm sagen, was er beginnen solle. Und kaum daß er der Verklärten so flehentlich gedacht hatte, fiel ihm ihr einst geäußerter Wunsch ein, die Erben herbeizurufen und ihnen den Hof zu übergeben. Die Erinnerung daran überraschte ihn zwar für den ersten Augenblick, denn sie gemahnte ihn an das Opfer, das sie für den Rest seines Lebens von ihm forderte. Doch je länger, desto mehr empfand er sie gleich einer himmlischen Weisung, die allein ihm die Möglichkeit zeigte, begangenes Unrecht zu sühnen und von aller Not befreit zu werden. Die ganze Nacht über rang er noch mit sich selber. Doch als der Morgen endlich graute, verfertigte er einen Brief an die von der Frau einst herbeiverlang-

ten Erben, versiegelte ihn ordentlich und trug ihn schweren Herzens auf die Post.

*

Von dieser Stunde an wagte Dengler aber nicht, wieder zum Hof zurückzukehren, wo ihm eine Aussprache mit der Besi drohte. Anstatt nach Hause, begab er sich in das Wirtshaus und verließ dieses nicht mehr. Tage und Nächte saß er hier fest, theils im stummen Brüten, theils im erzwungenen Gespräch mit den Leuten, ohne zu ahnen, welch' ein Bild des Verfalls und Jammers er ihnen dadurch bot.

Endlich trafen die Erben ein. Sie mußten Dengler in seiner Wirtsherberge auffuchen und bezeugten sich als rüstige, junge Leute, mit all der schüchternen Bescheidenheit und Willigkeit derjenigen, die eines unverhofften Glückes sich würdig zu erweisen gedenken. Mit ihnen erst kehrte Dengler heim, überließ ihnen Haus und Hof mit wenigen Worten, begab sich hierauf in seine Kammer und dort unverzüglich zu Bett. Er fühlte sich am Ende seiner Kraft und Einsicht, unfähig zu anderem als die weitere Entwirrung seines Schicksals, von nun an Gott und seinen Heiligen zu überlassen. Zur Sicherheit vor jeder ihm unerwünschten Begegnung sperrte er die Thüre hinter sich ab und öffnete bloß, wenn er gewiß war, daß es seine Nichte sei, die für seine Wünsche sorgte. Im ganzen Dorfe aber hieß es, daß der Dengler vor Kummer um sein Weib ernstlich erkrankt sei und es wohl nicht mehr lange machen werde.

Bald eine Woche hielt sich Dengler so versteckt, da trat die junge Erbin eines Morgens mit der Nachricht bei ihm ein, die Besi habe über Nacht den Hof verlassen. Bis zuletzt habe sie ihre Arbeit fleißig getan, immerhin aber auch auf eine Weise, als behage es ihr unter der neuen Herrschaft nicht und nun wisse niemand, wo sie hingekommen sei. Bei dieser Kunde horchte der Dengler auf. Allerlei Gedanken stürmten auf ihn ein und beschäftigten ihn während der folgenden Stunden unruhig.

Am frühen Nachmittage aber wurde ihm plötzlich die alte Trauerin gemeldet. Sie bestehete darauf, hieß es, mit ihm zu

reden, und lasse sich auf keine Weise von diesem Vorsatze abbringen.

Jetzt ahnte dem Bauer, daß es sich um die Besi handeln mochte, und so sehr ihm der Schrecken in die Glieder fuhr, dünkte es ihm doch fast rätlicher in Gottes Namen die Vermittlerin anzuhören, als den Dingen noch weiterhin ihren so qualvoll ungewissen Lauf zu lassen. Nach banger Überlegung fügte er sich endlich und ließ die Harrende eintreten.

Raum war dies geschehen, so riegelte die Trauerin die Thüre hinter sich zu und näherte sich dem Bette. „Was ist's mit dir, Dengler?“ begann sie. „Bist du wirklich krank oder tußt du nur so? Mein schon, es fehlt dir nicht viel; wird dir aber das Krankthun nichts helfen. Die Besi hat mir alles eingestanden. Nachgestellt hast du ihr, seitdem sie da ist, keine Ruh hast du ihr gelassen, bis sie dir endlich zugesagt hat, für den Fall, daß dein Weib nimmer leben sollt! Und jetzt, da sie tot ist, rufft du andere Leute her und gibst ihnen den Hof? Schämst dich nicht, so dein Wort zu brechen?“

„Hab' nicht anders können“, meinte Dengler kleinlaut. „Hab's der Frau versprochen!“

„Ist nicht wahr, Dengler“, fiel die Trauerin ein. Zur Zeit, da es der Frau recht gewesen wär', hast du nichts wissen wollen von den jungen Leuten. Hat mir's die Arme doch selber geklagt. Drauf hab' ich ihr die Besi gebracht, die ich von ihrer Kindheit auf kenne und dein Weib hat mir nachher oft gedankt dafür, denn in eine treuere Hand hätte deine Wirtschaft nicht geraten können. Du aber, was hast du getan hinter dem Rücken der Frau? Ha, Dengler? Und was tußt du jetzt? Ist die Dirn auch keine von den schönsten, eine von den bravsten ist sie doch. Reißt sich auch die Mannsleut' nicht um sie, einen, der es merkt, was sie wert ist, kriegt sie alleweil noch, sobald sie mag und einen gescheitern als du bist! Denn das kann ich dir sagen: Dumm bist du schon, daß du dir die jungen Leute dahergesetzt hast. Was bist du jetzt auf deinem Hof? Und die Besi? Wo stünde die jetzt da, wenn sie dir Gehör gegeben hätte? Und wie stündest du erst da, wenn sie jetzt überall herumsprechen wollte, wie du dich aufgeführt hast? Soll sie dir jetzt

gar noch die jungen Leute unterweisen in der Wirtschaft und sich dann von ihnen abfertigen lassen? Nein, Dengler, so geht das nicht. Ein Versprechen ist ein Versprechen, wer es bricht, der muß es verantworten und den Betrogenen schadlos halten.“

Auf diese Weise setzte die Trauerin dem Bauer so lange zu, bis er sich außerstande sah zu verweigern, was von ihm gefordert wurde.

Denn die Trauerin erwies sich als ein unerbittlicher Anwalt ihres Schützlings mit dessen Geneigtheit auf jeden Anspruch zu verzichten, sie durchaus nicht einverstanden gewesen war. Als wollte sie der Besi nachträglich noch beweisen, was diese bei entschlossener Ausnützung ihres Vorteils hätte erreichen können, versteifte sie sich vielmehr auf Dinge, die eine ansehnliche Aussteuer ausmachten und die der Bauer zuletzt auch schweren Herzens preisgeben mußte.

Nachdem dies geschehen war, atmete der Dengler auf. Unter dem Anschein beginnender Genesung erhob er sich jetzt von seinem Lager. Als er aber bald darauf auch anfang sich in seiner Wirtschaft wieder umzusehen, fand er da manches, was auf eine durchgreifende Veränderung der Zustände hindeutete, ohne daß er um seine Einwilligung dazu gefragt worden wäre. Indem er hiervon betroffen merken ließ, daß er auch noch da sei, bat ihn der Mann, ohne Sorge zu sein. Auf die Feldwirtschaft, sagte er, glaube er sich zu verstehen. Auch habe er bei seiner heimischen Sparkasse schon eine Summe Geldes aufgenommen, und plane zur vermehrten Ertragsfähigkeit des Anwesens verschiedene Neuerungen, die der Oheim — so nannten ihn die jungen Leute — mit der Zeit selber auch noch billigen werde.

Da sah ihn der Dengler mit großen Augen an. Geld besaß er selber keines,

denn den geringen Rest seiner Barschaft hatte ihm die Trauer zu allen übrigen Sachen mitabgefordert und so erkannte er nun wohl, daß er demjenigen, der über Geld genug verfügte, in der Herrschaft werde weichen müssen.

Er tat es ungerne. Wenn er jetzt mit der Pfeife in der Hand hinter den Sonnenblumen auf seiner Bank saß, fand er sich gar oft seufzend zwischen Verdruß und Reue, Zweifel und Ergebung umhergetrieben. Der Vorwurf der Dummheit, den ihm die Trauer gemacht hatte, lag ihm dabei so manche Male im Ohr. Für die Dauer aber konnte er zu der Überzeugung nicht gelangen, daß er sich einer solchen schuldig gemacht habe. Anders, dachte er, ginge es zwar jetzt auf dem Hofe zu, wenn er der Besi Wort gehalten hätte, doch sagte ihm ein Gefühl, daß die Verstorbene, wenn sie vom Himmel herabsehe, gar wenig Freude daran haben würde. Oft schien ihm deshalb, Gott habe das kranke Weib viel lieber gehabt, als ihn, indem er nach ihrem Tode doch alles so fügte, wie es ihr Wunsch gewesen war. Bedachte er aber zugleich, daß just durch diese Fügung auch dem Teufel die Rechnung verdorben worden war, so wollte ihm fast vorkommen, als hätte Gott in seiner Barmherzigkeit die Hand auch noch über ihn selbst gehalten. Daß dies aber allein auf die Fürbitte seines verewigten Weibes geschehen sein mochte, war ihm nicht zweifelhaft. Ja, ihm schien, als dürfe er diese Fürbitte für ein Zeichen ihrer Verzeihung hinnehmen, die ihm wohl auch beim letzten Gericht noch zustatten kommen werde. Diese Hoffnung richtete ihn wieder auf. Zuletzt wurde er den jungen Leuten noch ein getreuer Helfer bei ihrem Tun und wünschte nichts sonst, als, daß sie zur Freude der Verewigten gedeihen mögen, auf dem Hofe, wo sie daheim gewesen war und für den sie so gern und unermüdet gesorgt hatte.

Das Grab in der Heide

Erzählung von Hans Jürgen von Wilkens

Bei Nebrau an der Weichsel.

Es war ein kalter, klarer Februarabend des Jahres 1679. Grau verschwimmend in der herausziehenden Dunkelheit lag der Himmel nach Osten über Preußen. Tief im Schnee vergraben standen ein paar schiefe Raten, das Dörfchen Nebrau. Unweit davon zog schwarz strudelnd, in schmaler Stromrinne, der gewaltige Strom, die Weichsel. Strudelnd schwankten Eischollen auf den eisigen Fluten. Im Westen sank die Sonne und ließ mit ihren letzten Strahlen die wehrhaften Mauern und Türme der auf dem jenseitigen Ufer hoch gelegenen alten Ordensstadt Neuenburg blutig rot aufleuchten. Ein Halbzug Reiter, drei Schlitten näherten sich dem Ufer. Brandenburgische Reiter waren es, die vorgestern aus Königsberg aufgebrochen waren und nun noch versuchen wollten, vor völliger Dunkelheit mit der Fährre über die Weichsel zu kommen. Der Führer des Halbzuges war ein junger Fähnrich, in seiner Begleitung befand sich ein älterer Mann ohne militärische Rangabzeichen, der über seinen kurzen Schafpelz, den er zum Reiten trug, einen schweren Pallasch geschminkt hatte. Das Häuflein Reiter trabte zur Anlegestelle der Fährre heran, sie saßen ab und der Fähnrich versuchte wiederholt mit lauter Stimme, die Leute im Fährhaus drüben auf der Neuenburger Seite auf ihre Anwesenheit aufmerksam zu machen. Aber erfolglos verhallte all sein Rufen „Fährmann, holt über!“ in der schnell hereinsinkenden Winternacht.

Geht es auf, Fähnrich, sagte der alte Mann, ich kenne diese Gegenden hier. Bin wohl an die duzend Mal jezt mit meinem kurfürstlichen Herrn auf dem Wege von Berlin nach Königsberg und zurück hier durchmarschirt. Das ist eine Wirtschaft in diesem Lande! Wahrscheinlich liegt der Fährmann besoffen in seiner Bude, und wir werden jezt ein etwas kühles Frei-quartier beziehen müssen, denn ich glaube, hier im Freien ist es immer noch besser

als bei den Flöhen und Läusen dort in den Buden von Nebrau.

Das wird wohl schon so kommen, Herr Wilke, erwiderte der Fähnrich, und das wäre ja auch nicht das erste Frei-quartier, das wir zusammen bezogen haben. Wir werden uns aber morgen etwas beeilen müssen, denn seine kurfürstliche Durchlaucht wollte zwei Tage nach uns von Königsberg aufbrechen, damit wir ihm immer Quartiere vorbereiten könnten. In Heiligenbeil und in Riesenburg hatte es ja auch geklappt. Sie, Herr Wilke, sorgten für das leibliche Wohl, für den wärmenden Glühpunsch Seiner Durchlaucht, ich hatte es in dieser armen Gegend schwieriger, die Fourage für die begleitende Leibschwadron zusammen zu requirieren.

Inzwischen hatte die Begleitung im dichten Weidengestrüpp des Uferrandes an einer möglichst windgeschützten Stelle den Schnee etwas bei Seite gescharrt und ein Feuer angezündet. Die Reiter gruppierten sich um das Feuer, die Pferde mit ihrem dicken Winterfell wie die Bären, voller Eis und Schnee, knabberten in ihren Futterbeuteln und drehten die Kruppe nach dem eisig kalt von Osten über die fahlen Schneeflächen wehenden Winde. Unten von der Weichsel klang das Schurren und Stoßen der Eischollen auf dem Strom herauf. Der alte Mann hatte sich auf einen Strohsack aus dem einen Schlitten gesetzt, den ihm die an Jahren viel jüngeren Reiter dicht ans Feuer gerückt hatten. So saß er etwas zusammengefallen da und man sah, daß ihm mit seinen 63 Jahren die Anstrengungen des Tages mit seinem langen Ritt und der Kälte etwas schwer geworden waren. Der scharfe Ostwind und starke Frost ließ Mann und Rosß zusammenschauern, langsam verrannen die Stunden der Nacht . . .

In Dsche.

Da hätten wir ja doch noch glücklich unser Tagesziel geschafft, sagte der Fähnrich der brandenburgischen Reiter, Herr Jobst von der Linde, und legte dabei

seinen Hut, den langen Pallasch und die beiden Reiter-Pistolen auf den Tisch der niedrigen Bauernstube, während Adolph Wilke sich schwer atmend auf die Ofenbank setzte.

Zeit 45 Jahren diene ich nun Seiner kurfürstlichen Durchlaucht, aber die gestrige Nacht hat mich doch etwas mitgenommen, sagte der alte Mann, während ein schwerer Hustenanfall ihn unterbrach und ihn sich auf seinen Pelz auf der niedrigen Ofenbettstatt niederlegen ließ. Ja, vor 40 Jahren, da hing uns der Himmel voller Geigen, als ich seine Durchlaucht als jungen Prinzen nach Holland begleiten durfte, das ist ein anderes Land als diese Gegenden hier. Die ersten Regierungsjahre unseres Kurfürsten waren schwer, kein Geld in den Kassen. So manches Mal mußte ich mich vom Herrn Rentmeister Heidekampff verträsten lassen. Besser wurde es dann schon, als mir die Einnahmen der Finsterwalder Bierziese zur Bestreitung meines Gehalts angewiesen wurden. Als mir dann schließlich die Gnade des Kurfürsten noch das Schulzengericht von Klosterfelde bei Böhlow als Lehen übertrug, hatte alle Not ein Ende und es hatte fast den Anschein, als sollte ich als Bauer auf dem Lande mein Leben beschließen. Ja, das waren noch Zeiten! Aber 1656 ging es wieder los. Wieder durfte ich Tag und Nacht für das leibliche Wohl meines Kurfürsten sorgen. Damals kam ich das erste Mal in diese polnischen Gegenden. — Uebermals unterbrach ein Hustenanfall den Alten.

Ihr solltet nicht so viel sprechen, Herr Wilke, sagte der Jüngere. —

Es ist wohl nichts, nur hier in der Brust sticht es, und mir wird es bald zu heiß hier auf dem Ofen. Ich denke noch immer an Euren seligen Vater Fähnrich. Er war ja mein Pate, und damals mußten wir ihn auch hier in Polen ins Grab legen. Damals am 28. Juli 1656 schlugen wir Brandenburger zusammen mit den Schweden unter ihrem König Karl Gustav die Polen schwer. Die Schlacht dauerte drei Tage. In den Sanddünen und Rieserheiden auf dem rechten Weichselufer bei Warschau gab es heiße Reiterkämpfe mit den tartarischen Hilfsvölkern des polnischen Königs Johann Kasimir. Und solch ein Tartarenpfeil

mußte Euren seligen Vater in den Hals treffen. Wir haben ihn dann nördlich von Praga, einer Vorstadt Warschaus, auf dem rechten Weichselufer begraben. Dann die vielen Reisen mit dem Kurfürsten, bis nach Straßburg, nach Regensburg, in die rheinischen Erblande. Dann Fehrbellin, wo mein alter treuer Freund und Kamerad der Froben fiel. Noch vor zwei Jahren die Belagerung von Stettin und jetzt unser blitzschneller Winterfeldzug, von dem wir eben kommen, gegen den schwedischen Feind durch Ostpreußen. Solch eine Schlittenpartie, wie sie das ganze Heer über das Kurische Haff gemacht hat, hat die Welt noch nicht gesehen. Und nun liege ich hier. Kurfürst Friedrich Wilhelm wollte mich nicht mehr mitnehmen. Ich ließ mich jedoch nicht abweisen, wer kennt denn so die Gewohnheiten des hohen Herrn wie ich, wer weiß denn so wie ich, wie er alles am liebsten bereitet haben will. — Und wieder unterbrach ein tiefer, hohler Husten den alten Mann, der danach erschöpft auf der Ofenbank zurückank. — Bitte deckt mich etwas zu, Fähnrich! Mir ist so kalt, ich muß mir doch heute Nacht da an der Weichsel etwas geholt haben. Bitte Fähnrich, laßt mich nicht zurück. Wenn wir doch nur erst jenseits Tuchel bei den deutschen Bauern in der Koschneiderei wären. Die sitzen dort auf ihren sauberen Gehöften seit Jahrhunderten. Aber diese Schneefelder, diese Wälder erdrücken einen. Wir sind heute von Neuenburg bis Dsche nur durch Wald geritten und morgen von Dsche bis Tuchel, Wald, Wald, Wald! Zu Hause in Klosterfelde sitzt Barbara Rosina, sie wird die Hemdchen für den Kleinen nähen, den wir im Mai erwarten. Ihr wißt doch, Fähnrich, daß ich auf meine alten Tage vor einem dreiviertel Jahr noch einmal geheiratet habe. Mir starb doch Adolph, der Sohn meiner ersten Frau Anna. Ihr werdet, Fähnrich, dem kommenden Kleinen, wenn Ihr erst Oberst der Leibtrabantengarde seid, das Reiten und das Stechen mit dem Pallasch schon beibringen. — Mühsam bringt der Alte die Säße hervor, er spricht so leise vor sich hin, daß man ihn kaum versteht. Von Zeit zu Zeit faßt er sich an die schmerzende Brust, schließlich schlummert er etwas ein. Der Fähnrich deckt ihn nochmals zu und ver-

läßt dann den überhitzten, nach Sauerfohl und nassen Kleidern muffenden Raum.

Nur matt erhellet der schwache Schein der Wintersonne den Raum des holzgefügtten Bauernhauses. Der Bauer steht vor der Thür in kurzem Pelz, dessen schmutzig-bräunliches Leder nach außen zeigt. Lange Haare hängen ihm bis auf die Schultern, seine Füße stecken in Bast-sandalen. Eben kommt Herr Jobst von der Linde aus dem Stall, in dessen niedrige Thür er am vorigen Tage kaum seinen hochbeinigen Fuchs hereinbekommen hatte. Der Bauer sieht den Offizier, er verbeugt sich tief und sucht den Koller des Fremden zu küssen. Herr Jobst von der Linde betritt das Haus und setzt sich still an den Tisch. Der alte Wilke liegt unruhig auf der Bettstatt auf dem Ofen, ab und zu röchelt er vor sich hin. Der Fähnrich tritt leise an ihn heran und fragt ihn nach seinem Befinden. Nur mühsam, stoßweise, kommen die Worte aus seinem Munde, er ist kaum verständlich.

Da! Mit einem Mal erscheinen Schatten vor den blinden Scheiben der Stube, man hört das Trab von Pferden, Kommandostimmen, das Rauschen eines vorfahrenden Schlittens. Der Fähnrich fährt zusammen, springt zur Thüre, öffnet sie und salutiert. Herein tritt der Kurfürst, eine kräftige, energische Gestalt. Der Fähnrich meldet die Truppe und berichtet von dem schwer kranken Adolph Wilke. Durch den Lärm vor der Thür erwacht der Kranke beim Eintreten des Kurfürsten. Er erkennt ihn, und ein Leuchten geht über seine fiebrigen Züge, doch ächzend sinkt er wieder auf das Lager zurück. Freundlich tritt der Kurfürst an das Bett, greift die Hand des Sterbenden und fragt ihn nach seinem Befinden.

Eure kurfürstliche Durchlaucht, stößt Wilke mühsam hervor, es will nicht mehr mit mir, ich werde wohl hier bleiben, nehmt Euch meiner Frau und meines Kindes an.

Anmerkung des Verfassers: Der historische Kern obiger Erzählung beruht in Thaten, die durch Studien im Brandenburgisch-Preussischen Hausarchiv Berlin-Charlottenburg, im Geh. Staatsarchiv Berlin-Dahlem und in den Kirchenbüchern von St. Nikolai und St. Marien in Berlin festgestellt wurden. Adolph Wilke, geb. 19. 9. 1616 in Berlin, war kurfürstlich-brandenburgischer Hofmundkoch. Er war in erster Ehe am 9. 2. 1651 zu Berlin mit Anna Marx, die am 4. 12. 1671 stirbt, in zweiter Ehe am 3. 5. 1678 zu Französisch-Buchholz bei Berlin mit Barbara Rosina Meiner, verwitweten Kubitz, verheiratet. Er starb im Februar 1679 in Dsche, Kreis Schwes, auf der Rückreise vom ostpreussischen Feldzug. Adolph Wilke war der Ur-ur-ur-ur-großvater des Verfassers.

Der Kurfürst setzt sich zu ihm, faßt des Alten Hand, dankt ihm für die langjährige Treue in Kriegs- und Friedenszeiten, für die Arbeit vieler Jahre und beruhigt ihn über die Zukunft seiner Familie. Aber noch etwas quält den Alten, immer wieder versucht er zu sprechen, kaum verständlich quält er mühsam die Worte heraus:

Hier in dieser Ode, in diesen Wäldern, fern von Haus und Hof, fern von der Heimat in fremder Erde soll ich nun verrecken.

Da richtet sich der Herrscher auf, ein inneres Leuchten zieht über sein Gesicht: Ruhet in Frieden, treuer Diener! Überall wo meine Toten ruhen, ist heilig Land!

Wo sie in ihren Gräbern schlafen ist die Heimat!

Kind und Kindeskind werden über Dein Grab von Brandenburg nach Preußen reiten. Diese Wälder sind die Brücke zwischen jenen Perlen meiner Krone! So werden auch Deine Gebeine für alle Ewigkeit in der Heimat ruhn!

Ruhiger wurde der Alte, öffnete noch einmal die Augen, als wollte er seinen kurfürstlichen Herrn noch einmal ganz fest in sich einschließen, dann seufzte er tief auf, lehnte sich zurück und verschied.

Die Soldaten begruben den Mundkoch Adolph Wilke in Dsche. Der Kurfürst jedoch erinnerte sich des Versprechens, das er seinem alten Diener gegeben hatte. Der Sohn des kurfürstlichen Mundkochs stand über 30 Jahre im Dienste des ersten preussischen Königs. Vom Grabe in Dsche jedoch finden wir heute nichts mehr.

Wo ist die Heimat?!

Wo Dein Pflug die Furche zieht.

Wo ist die Heimat?!

Wo auf dem Herd Dein Feuer glüht.

Wo ist die Heimat?!

Wo Deine Kinder ihre ersten Schritte tun.

Wo ist die Heimat?!

Wo in den Gräbern Deine Väter ruhn.

Vom Höhlenkloster zum Stacheldraht

Baltische Bilder von Herbert von Hoerner

IV. *)

Copyright by J. Engelhorn's
Verlag Nachf., Stuttgart

Ein alter Mann läßt sich auf die Knie und auf die Hände nieder und berührt, Gebete murmelnd, mit der Stirn den Fußboden. Ein Weiblein, bettlerhaft in Lumpen gehüllt, krumm von Alter und Sicht, strebt, am Stocke humpelnd, nach der Ecke hin, wo ein niedriger Vorsprung der Wand Gelegenheit zum Sitzen bietet. Es ist dies wohl ihr gewohntes Plätzchen. In der russischen Kirche sitzen nur die Krummen und Lahmen. Die anderen stehen, wenn sie nicht knien oder mit der Stirn den Fußboden berühren.

Zwei Priester, der eine mit tiefer, der andere mit hoher Stimme, wechseln einander ab in Gebeten, diese ablesend aus Büchern, die vor ihnen aufgeschlagen auf Pulten liegen. In psalmodierendem Tonfall, der die Verschiedenheit ihrer Stimmen zur Geltung bringt, sprechen sie die Gebete in der Richtung von den Gläubigen fort, als in deren Namen, zu etwas Ansehnbarem hin, das sich offenbar hinter der von Rahmengold und Bilderfarben funkelnden Wand des Ikonostas befindet.

An bestimmten Stellen der Gebete, die durch ein längeres Aushalten und Steigern des singend gesprochenen Tones hervorgehoben werden, fällt der Chor ein: „Gospodi, pomilui!“ — Herr, erbarme Dich!

Zuweilen wird die Anrede wie drängend schnell, schnell wiederholt: „Gospodi, Gospodi, Gospodi!“ Und lang ausklingend folgt, flehend und zugleich schon voll Zuversicht, daß sie gewährt wird, die Bitte: „Pomilui!“

So angefleht, kann kein Gott sein Erbarmen verweigern. — „Herr, erbarme Dich!“ Es sind immer dieselben, wenigen Afforde, immer wieder in der-

selben Weise abgewandelt und aufgelöst, aber dieses kleine Stück großer Musik erscheint in seiner Harmonie und Auflösung von einer solchen Endgültigkeit, daß wir nicht müde werden, es wieder und wieder zu hören. Das Vollkommene bedarf der Abwechslung nicht.

Ob das Alt-Slawonische, das die Sprache des Gottesdienstes ist, von allen gläubigen Russen auch verstanden wird, mag anzuzweifeln sein. Aber das ist nicht von untergeordneter Bedeutung. Was „Gospodi, pomilui!“ heißt, weiß jedes Kind, und von den Gebeten versteht auch jeder, daß darin von Schuld und Leid und Tod, von Gnade und ewigem Leben die Rede ist. Mehr braucht es nicht. Alles andere ist Klang und Weihrauch und Glanz von Gold und Farben.

Längeren Gebetsabschnitten folgen längere Gesänge. In ihnen zeigt der Chor, was er kann. Auch die längeren Gesänge sind von einer gewissen Gleichart, so als seien sie alle aus demselben musikalischen Holz geschnitzt. Die russische Kirchenmusik hat keine unbegrenzten Möglichkeiten des Ausdrucks. Sie bewegt sich wie innerhalb eines geringen Umkreises. Aber in ihrer Beschränkung ist sie in der Beherrschung ihrer Mittel zu einer Meisterschaft gediehen, die in ihrer Art nicht zu übertreffen ist. Wo etwas meisterhaft wird, da wird es unvergleichlich. Darum ist es nicht angängig zu sagen, die russische Kirchenmusik sei besser oder schlechter als irgendeine andere sehr meisterhafte Musik. Sie gehört ohne Zweifel zu den vollendeten Dingen in der Kunst. Wo die Vollendung anfängt, hört der Fortschritt auf. Das Vollendete und der Fortschritt schließen sich gegenseitig aus. Sie steht, und das

*) Vgl. „Von der Landschaft Estlands“, „Narwa und Zwangorod“ und „Von Dorpat nach dem Peipussee“, Baltische Bilder, Teil I., II. und III. „Der Deutsche im Osten“, Jahrg. 1, Heft 12, Februar 1939, und Jahrg. 2, Heft 1, März 1939.

wissen wir ja auch so, an einem Ende. Und sie gedeiht nur noch im Exil, jedenfalls ist sie uns nur im Exil noch zugänglich. Darum ist es für uns von großem Wert, daß uns das Höhlenkloster Petschur in Estland die Gelegenheit bietet, sie zu hören.

Unter Russen können wir immer wieder die Feststellung machen, wie erstaunlich musikalisch dieses Volk ist. Insbesondere auf dem Gebiet des Chorgesanges ist es wie kaum ein anderes Volk begabt. Auf dieser Begabung baute die russische Kirchenmusik auf. Sie verzichtete auf Orgel und Orchester. Ihr einziges Instrument war und blieb die menschliche Stimme, und, dank der Begabung jedes einzelnen Sängers zum Chorgesang, klingt der ganze Chor wie ein Instrument.

Natürlich kann der Chor der Klosterkirche in Petschur, so wie heute der Zustand des Klosters ist, sich entfernt nicht messen mit den Chören, wie sie früher in den großen Kirchen des alten Rußland zu hören waren. Schon daß in ihm Frauenstimmen durchklingen, beweist, daß es an den richtigen Knabenstimmen fehlt. Der klassische russische Kirchenchor kannte nur den männlichen Gesang, vom höchsten Knabensdiskant bis zur unergründlichen Tiefe des Basses, dessen Gewalt die Kirche dröhnen machte. Aber trotz des Abstandes zu jenen berühmten Chören der Vergangenheit, bleibt es erstaunlich, wie ein in seiner Geltung so herabgemindertes Kloster an einem so unbedeutenden Ort wie Petschur immer noch einen so vortrefflichen Chor aufbringt.

Der russische Gottesdienst stellt Anforderungen an die Geduld des fremden Besuchers, sicherlich nicht an die der Gläubigen, denen er etwas Gewohntes ist. Sie wollen es nicht kürzer. Der Mensch des Ostens hat Zeit, auch für Gott. Das alte Weiblein auf der Mauerbank, nennen wir die Gute, um ihr einen Namen zu geben, Glasira Arkadjewna, wäre nicht zufrieden, wenn der Ablauf der Gebete beschleunigt, die Gesänge um ihre Wiederholung gekürzt würden. Sie weiß, wie eins aufs andere folgt. Darum ist es für sie keine Überraschung, daß jetzt die goldene Pforte, die das

Allerheiligste abschließt, sich auftut und aus jenem Raum wie aus dem Jenseits eine priesterliche Gestalt hervorschreitet, die höchste Würde und Feierlichkeit zum Ausdruck zu bringen weiß.

Ein alter Mann ist es, von hoher Gestalt, mit schlohweißem Haar und Bart. Sein Gewand ist noch prächtiger als die Gewänder der anderen Priester. Auf dem Kopf trägt er etwas, das wie eine gepolsterte Krone aussieht. Seine Stimme ist wie seine ganze Erscheinung, füllig und groß, tief und voll Kraft, dabei voll Milde. Er redet nicht die Gottheit an, er spricht in ihrem Namen. Darum spricht er zu den Gläubigen, das Antlitz ihnen zugewandt. Was er spricht, ist eine Verkündigung. Es kann nicht anders sein: Er verkündet die Erhöhung der Gebete, die Gewährung der Gnade.

Glasira Arkadjewna blickt beseligt zu ihm auf. Ihre Hände sind zum Gebet über der Krücke ihres Stodes gefaltet. Ein Abgesandter des Himmels redet zu ihr. Es gibt für Glasira Arkadjewna unter all den Heiligenbildern, die sie kennt, keines, das dem Bilde, welches sie von Gott im Himmel in sich trägt, ähnlicher sähe als dieser irdische alte Mann, der Priester. Dermalen, wenn Glasira Arkadjewna gestorben sein wird und die Menschen werden ihren armseligen Leib, den von Sicht und Alter gekrümmten, in die Erde senken, dann wird ihre Seele, nackt, denn die Lumpen ließ sie unten zurück, und ohne Stock, denn den braucht sie dann nicht mehr, an die Himmelstür pochen. Die Himmelstür erglänzt von Gold und Farben wie der Ikonostas, und die arme nackte Seele wird es kaum wagen, ganz leise an die herrliche Tür zu pochen. Aber die Tür wird sich auftun, und ein Engel wird sprechen: „Glasira Arkadjewna, komm herein!“ — Glasira Arkadjewna sieht das alles so deutlich, daß sie vor solchem Glanz die Augen schließen muß, indessen ihre Lippen nicht aufhören, Gebete zu flüstern.

Während die Priester vor dem Ikonostas noch dies und jenes verrichten und Knaben Weihrauchfässer schwingen, bringt ein kleiner, fröhlich dreinschauender Mönch, nicht wie die anderen in prachtvolle Gewänder, nur in seine braune Mönchskutte gekleidet, — schwarz

und strähnig fällt ihm das Haar bis auf die Schultern herab, — ein Bild herbei. Er baut es mitten in der Kirche auf einem Gestell, ähnlich einer Staffelei, auf, und diese Handlung, die ihm obliegt, verrichtet er auf eine unbekümmerte Art, geschäftig und ohne Feierlichkeit, als handele es sich dabei um etwas ganz Alltägliches. An dem Platz, wo das Bild nun steht, ist es jedem zugänglich, der herantreten und es küssen will. Einige küssen eine bestimmte Stelle der an Figuren reichen Darstellung, andere nur den Rahmen. Auch eine Frau, von mittlerem Alter, würdig gekleidet, es könnte eine Kaufmannswitwe sein, tritt an das Bild heran und küßt den Rahmen. Was ist es, vor dem sie sich dadurch schützt, oder was, das ihr danach gelingen wird?

Einer gottesdienstlichen Handlung nur als Zuschauer beizuwohnen, gibt einem das Gefühl, sich einer unberechtigten Anwesenheit schuldig zu machen. Dies wird offenbar in dem Augenblick, da wir durch eine Reihe bäurisch-sonntäglich gekleideter Weiber zum Ausgang drängen. Die Blicke folgen uns, und die Blicke sagen: „Fremde“.

Die Kirche, die wir verlassen, überragt von ihrem erhöhten Platz aus alle anderen Gebäude der Umgebung. Sie ist ein neuer Bau. Mit dem Kloster steht sie wohl in Verbindung, liegt aber außerhalb seiner alten Mauern.

Die Klostermauern, mit Wehgang und Wachttürmen, sehen denen einer Burg oder Festung ähnlich. Das entspricht auch ihrer ursprünglichen Bestimmung. Der mittelalterliche Mönch, auch der russische, war wehrhaft. In den Annalen des Deutschen Ordens ist das Kloster Petschur mehrfach und in anerkannter Weise erwähnt. Es hat gelegentlich eines Angriffs der Deutschen Ritter die Aufforderung zur Übergabe mit Hohn abgelehnt und allen Versuchen, es zu stürmen, mit Erfolg getroht. Es ist, verstärkt durch Truppen, tatsächlich eine Festung gewesen, die nicht zu nehmen war. Darum ruhen auch in seinen Katakomben nicht nur Mönche, sondern auch Soldaten. Zusammen sollen es im ganzen sechstausend sein.

Der Überlieferung nach verdankt das Kloster seine Gründung einem frommen

Büßer, namens Marko, der, aus dem Süden Rußlands gekommen, sich hier in einer natürlichen Höhlung des weichen Sandgesteins zu einsiedlerischem Leben niederließ. Ihm sei die Jungfrau Maria erschienen und habe ihm befohlen, die Stätte zu einem Heiligtum auszubauen. Diese Arzelle des Klosters, in der auch die Gebeine des Gründers ruhen, bildet heute eine kleine Seitenkammer der Kirche, die in den Fels hineingehauen ist. Der Kirchenraum ist niedrig, aber breit und mit vielem Glanz ausgestattet. Auf Gold, Brokat, edlem Gestein und Ikonen mischt sich hereinschneidendes Tageslicht mit dem Leuchten nie erlöschender Lampen.

Eine prunkvolle Nische bezeichnet den Platz, der für den Zaren vorgesehen war, wenn der einmal das Kloster besuchte. Draußen werden auch noch die Trümmer eines Wagens gezeigt, in dem die Kaiserin Anna die Reise hierher zurückgelegt hat.

Eine Reliquie besonderer Art sind die Gebeine eines Abtes, der den Besuch Zwans des Schrecklichen mit dem Leben büßte. Der Abt war einer Verrätereie beschuldigt. Swan ließ ihn, als jener ihm zur Begrüßung entgegenkam, sofort festnehmen und auf der Stelle köpfen. Hierüber erhob das Volk, insbesondere ein altes unerschrockenes Weib, heulende Klage, die zur Anklage gegen den Zaren wurde: Er habe einen Unschuldigen getötet. Die unverzüglich eingeleitete Untersuchung überzeugte Ivan davon, daß er im Irrtum gehandelt habe. In überschwänglicher Reue ergriff er den Leichnam des Geföpften, lud ihn sich auf die Schultern und trug ihn so bis in die Höhlenkirche hinein. Hierauf gab er den Befehl, den Mann heilig zu sprechen. Mehr konnte er für ihn nicht tun, und das Kloster war seitdem um eine große Reliquie reicher.

Zur Führung durch die Katakomben bekommt man ein dünnes Wachslicht in die Hand. Schaurig kühl ist es in den Gängen, von deren Ausdehnung man sich eine Vorstellung machen kann, wenn man bedenkt, daß hier schon sechstausend ruhen und noch viele, viele Platz darin hätten. Und reicht einmal wieder der Platz nicht aus, wird weitergegraben.

Die Vorschrift des Klosters verlangt von jedem der Mönche, daß er sein Grab selber grabe. Das heißt, er muß vom Gang her eine Nische höhlen, groß genug, seinen Leichnam aufzunehmen. Und zwar darf er sich dazu nur desselben Werkzeugs bedienen, das auch der fromme Büsser Marko zum Ausbau seiner Zelle benutzt hat: Ein Holzstückchen, nur dieses darf er verwenden, kein Eisen, keinen harten Stein. Der Sandstein ist so weich, daß er sich mit Holz bearbeiten läßt. Freilich, gelingen wird das Werk nur dann, wenn das Holzstückchen gehärtet war — mit Geduld, und wenn der Mönch nicht vorher darüber stirbt.

Früher lebte das Kloster von der Gebehrlichkeit frommer Stifter und Spender. Und da zu diesen die Zaren und ihr Anhang gehörten, wird es mit materiellem Gütern nicht schlecht versorgt gewesen sein. Zählte es doch im Range der Heiligkeit gleich an zweiter Stelle hinter dem Höhlenkloster bei Kiew, welches als das vornehmste galt. Heute lebt es, wenigstens zum Teil, von der Neugierde der Fremden, die die etwas langwierige Fahrt von Dorpat oder von Walk dahin nicht scheuen und für die Besichtigung gern ein geringes Eintrittsgeld zahlen.

Früher Wallfahrtsort, heute Sehenswürdigkeit, früher dem Pilger offen, heute dem Reisenden: Das Schicksal, im Verlaufe der Menschheitsgeschichte, vieler geweihter Stätten. Der nächste Schritt zu völliger Entweihung wäre, daß man die Kultgegenstände ins Museum verschleppte oder aus der Stätte selber ein solches machte.

Die Tür zur Schatzkammer, einem mittelalterlichen Gewölbe, ist doppelt verschlossen. Sie kann niemals von einem Mönch allein aufgeschlossen werden, da dazu zwei Schlüssel nötig sind, die nicht in dieselbe Hand gegeben werden. Der Größe und Festigkeit der Schlösser entspricht die Größe und Schwere der Schlüssel. Es sind wahre Petrus-Schlüssel, die Türen des Himmels und der Hölle damit aufzutun oder zu schließen.

Drinne ist allerhand zu sehen an kostbaren Gewändern, Meßgerät und Bibeln, an silbernen und goldenen Gefäßen, und was der kirchlichen Pracht mehr ist.

Der die Führung besorgende Mönch gibt seine Erklärungen in estnischer und russischer Sprache ab. Sein Vortrag ist von einer solchen Eintönigkeit, daß es kaum möglich ist, ihm längere Zeit mit Aufmerksamkeit zu folgen. Es ist ein Amt, das ihm aufgetragen ist, Fremden als Führer Erklärungen abzugeben, aber offenbar findet er darin nicht das geringste Vergnügen. Vielleicht auch drückt sich in der Eintönigkeit seines Vortrags die Verachtung aus, die er gegenüber den weltlichen Eindringlingen empfindet. Sie sind Weibestörer. Sie knien nicht hin, sie bekreuzigen sich nicht, sie küssen keine Bilder. Man sollte sie aus dem Tempel hinausjagen. Aber sie haben ihr Eintrittsgeld bezahlt, und darauf kann der verarmte Tempel nicht verzichten.

Zu den Unkosten der Besichtigung werden wir auch noch eine Abgabe rechnen müssen, die gering ist, da wir sie meist in Kupfermünzen entrichten. Das sind die Almosen, die wir den Bettlern geben. Beim Betreten wie beim Verlassen des Klosters, wir werden nicht an ihnen vorbeigehen, ohne ihnen etwas zu geben. Sie hocken, sitzen oder stehen am Eingang, Männer und Weiber. Zur russischen Kirche, erst recht zum russischen Kloster, gehören Bettler. Das Bild wäre ohne sie nicht vollständig, und sie wissen das. Sie fühlen sich hier an ihrem Platz und in ihrem Recht, und sie sind's!

Bettler sein ist auch ein Beruf. Ich habe nicht den Eindruck, daß das nun alles Leute sind, denen es schlecht geht. Warum auch? Es würde mich nicht erstaunen, zu erfahren, daß der eine oder andere an Geldebesitz viel reicher ist als ich, und es würde mich ein solches Wissen niemals davon abhalten, ihm trotzdem eine kleine Kupfermünze in den Hut zu werfen oder in die ausgestreckte Hand zu tun. — Er ist ein Bettler, er gehört zum Bilde, und es wäre schade drum, wenn er hier am Eingang zum Kloster nicht hockte, um jeden, der vorübergeht — so will es sein Beruf — anzubetteln. Aber das ist es nicht allein. — Der Bettler hat für unsere Gabe eine Gegengabe, wie sie mit solcher Befugnis der Vertreter keines anderen Berufes zu verleihen hat: Gottes Dank, den er dir sagt. Überlegen wir einmal: Wie oft schon haben wir im

Leben Gelegenheit, Gottes Dank entgegenzunehmen?! —

Die Glocken des Klosters tönen hinter uns drein. Da ist die Glocke, die Peter der Große dem Kloster stiftete, und jene andere, die nach Katharina der Zweiten heißt, und noch etliche. Sie hängen nicht in einem Turm, sondern nebeneinander an einem Gebälk, das ein Stück der Mauer krönt. Ihr tönendes Spiel begleitet uns bis zum Bahnhof.

Vom Bahnhof Petschur haben wir 42 Minuten Bahnfahrt bis Isborsk, der Stadt, die mit dem Warägerfürsten Rurik in Verbindung gebracht wird. Und dort von der Station aus sind es nur noch drei und ein halber Kilometer bis zur russischen Grenze. Diese wollen wir sehen, auch wenn es dort gar nichts zu sehen geben sollte. Aber die drei und einen halben Kilometer müssen wir zu Fuß gehen, denn weiter als bis zur Bahnstation Isborsk befördert uns die Bahn nicht.

Der Schienenweg, ein aufgeschütteter Damm, führt strahlgerade durch flaches, zum Teil sumpfiges Land, um dessen Nutzung der Mensch sich noch wenig bemüht hat. So kann Land nur in dünn besiedelten Gegenden aussehen. Buschwerk wächst hier und da zu Wald heran. Das hohe harte Gras auf den freieren Flächen scheint den Wehstein für die Sense nicht wert, es zu mähen. Kein Haus, kein Mensch, nicht einmal weidendes Vieh ist in der Nähe der Bahn zu sehen. Der Damm steigt kaum merklich an. Zwischen den Schienen entlang wandernd, blicken wir über das niedrige Buschwerk weg. Es erstreckt sich weit zu beiden Seiten, nach rechts ins Unabsehbare, nach links hin liegt, wo es aufhört, umgeben von Äckern ein Dorf. Das ist noch diesseits der Grenze, also ein estnisches Dorf, wahrscheinlich mit russischer, oder mit gemischter, vorwiegend russischer Bevölkerung. Etwas anderes als Estnisch oder Russisch wird in diesem Zipfel des Landes nicht gesprochen. Der deutsche Einfluß der baltischen Zeit reichte nicht so weit.

Vor uns auf den Schienen hat sich eine kleine Gruppe von Menschen angesammelt. Bahnarbeiter sind es, damit be-

schäftigt, die Strecke auszubessern. Wir erkundigen uns nach der Kommandantur. Man weist uns die Richtung: Gradaus weiter und dann nach rechts. Über niedrigen Bäumen wird der Giebel eines Hauses sichtbar. Dort müssen wir uns melden, damit wir die Erlaubnis bekommen, noch weiter bis zur Grenze vorzugehen. Hier beginnt sozusagen die militärische Zone. Die Kommandantur ist ein sauberes Haus, zweistöckig, von amtlich gepflegtem Aussehen, mit Kiesweg und Rasenplatz davor und sogar mit ein paar Blumenbeeten. Der Kommandant, ein junger, frischer estnischer Leutnant, empfängt uns liebenswürdig. Die Verständigung mit ihm gelingt auf Russisch. Mein Freifahrtschein, mit dem Stempel des estnischen Außenministeriums versehen, zerstreut etwaige Bedenken über meine und meines Begleiters Vertrauenswürdigkeit. Unsere Personalien werden in ein Buch eingetragen. Wir fragen, ob wir photographieren dürfen. Er bittet, dies zu unterlassen, verzichtet aber darauf, uns den Apparat abzunehmen, indem er sich mit unserem Versprechen begnügt, ihn nicht zu benutzen. Natürlich haben wir das dann auch nicht getan, obwohl es verlockend gewesen wäre, die Grenze nach dem Jenseits auf der Platte festzuhalten.

Freilich, viel wäre auf der Platte nicht zu sehen gewesen: Ein Zaun aus kräftigen, bunt angestrichenen Latten, quer über die Schienen gestellt. Man ist den Anblick nicht gewohnt, daß Bahngleise plötzlich durch einen Zaun gesperrt sind. Der Zaun erweist sich aber bei näherem Hinsehen als Pforte, die im Bedarfsfalle geöffnet werden kann, wenn hier einmal ein Zug durchfährt, — was nicht zu oft der Fall zu sein scheint. An die Pforte schließt sich nach rechts und links Stacheldraht, nicht etwa so, wie man sich ein militärisches Hindernis vorstellt, sondern dünn und sparsam gebaut, als gälte es, allenfalls einen Obstgarten gegen Diebe zu sichern. Dicht hinter Zaun und Draht, nahe den Schienen, steht ein einfaches, kleines Bahnwärterhäuschen. Davor aus hoher schlanker Stange glänzt golden gegen den blauen Sommerhimmel der Sowjetstern, das Wahrzeichen des Landes dahinter.

Beide Seiten haben ihre Wachttürme, von denen aus sie sich gegenseitig beobachten und nachts mit Scheinwerfern ablichten. Es sind mehrstöckige Holzgerüste mit steilen Leitern. Vom estnischen Wachturm, dem wir uns zaghaft nähern, winkt uns der Posten zu. Er ist von seinem Kommandanten telephonisch über unser Kommen unterrichtet worden und gibt uns durch aufmunternde Zeichen zu verstehen, daß wir näher treten und auch den Wachturm ersteigen dürfen. Mir genügt es, das erste Stockwerk erklimmen zu haben. Mein jugendlicher Begleiter erklettert auch das zweite. Dort oben hat der Posten seinen Stand. Bei schlechtem Wetter kann er in ein Häuschen treten. Da er nicht russisch kann, kommt zwischen uns keine Unterhaltung zustande, aber meinem Begleiter leiht er freundlich sein Fernglas.

Wir sehen weit, viele Kilometer weit, in das fremde Land hinein. Anfänglich setzt sich noch als breiter Grenzstreifen das Sumpfland fort, spärlich bestanden mit niedrigem Strauch. Wahrscheinlich ist inzwischen auch dieses Strauchwerk noch vernichtet worden, weil es die Sicht behindert und bei Nacht ein Durchschleichen vielleicht doch noch möglich machen könnte. Der Sowjetstaat will rundherum an seinen Grenzen unbehinderte Sicht und freies Schussfeld haben.

Dahinter hebt sich das Land, sanft gewellt, in Hügeln. Auf den Hügeln verstreut liegen Dörfer. Die Äcker vor den Dörfern sind bestellt. Aber wir sehen keinen Menschen, kein Pferd, kein Stück Vieh. Es kräht kein Hahn, es bellt kein Hund. Es ist die tote Zone.

Aber wer bestellt die Äcker? Mein jugendlicher Begleiter, von seinem höheren Stand aus durch das geborgte Fernrohr guckend, bestätigt mir, was ich auch mit bloßem Auge beobachte: Drüben in den Dörfern regt sich nichts Lebendes. Die Häuser stehen leer. — Die Erklärung dafür ist, daß zu bestimmten Zeiten unter Bewachung Bauern ihre Arbeit auf dem Felde verrichten. Aber wohnen dürfen sie in ihren Dörfern nicht.

Fern am Horizont ragt über die entvölkerten Hügel eine russische Kirche hervor, kenntlich an ihren grünen Kuppeln. Heute sicherlich nicht mehr Kirche, sondern

vielleicht Kino oder „Museum“, aber ehemals war es die Kirche von Pleskau (russisch: Pskow). Bei Pleskau hat im Jahre 1502 Wolter von Plettenberg das Heer Zwans des Dritten geschlagen, so gründlich, daß er durch diesen Sieg seinem Lande ein halbes Jahrhundert lang Ruhe vor den Russen verschaffte.

Das Bahnwärterhäuschen dicht hinter der Schranke ist nicht, wie wir anfangs wähnten, unbewohnt. Über dem Dach, mangelhaft getarnt durch die draufgesteckte Spitze einer kleinen Birke, erscheint ein Kopf. Gesicht und Schultern eines Mannes werden sichtbar. Er beobachtet uns, gleichfalls durch ein Fernglas.

Die nächsten russischen Wachtürme befinden sich weit nach rechts und links. Also ist dies wohl der Posten, der die Bahnstrecke, die von seiner Seite aus, auch ohne Turm, übersichtlicher sein mag als von unserer, zu beobachten hat.

Wir begnügen uns mit der gegenseitigen Beobachtung auf die Entfernung eines Büchschusses, der aber nicht fällt. Und mein jugendlicher Begleiter ist tief befriedigt davon, einen richtiggehenden, ausgewachsenen, leibhaftigen Bolschewiken mit eigenen Augen gesehen zu haben. Als er nachher davon einem Vetter von mir erzählt, fragt ihn der: „Wie sah er aus?“ „Ganz anständig“, meinte mein Begleiter.

„Ja siehst du“, erwiderte darauf mein Vetter. „Das ist so: Sie haben da drüben drei ganz anständige Gesichter. Die stellen sie abwechselnd an der Grenze auf, damit wir glauben sollen, sie hätten von der Sorte noch mehr. Aber mehr als drei, die ganz anständig aussehen, gibt es bei denen bestimmt nicht.“

Das Kreuz über dem Eingang zum Höhlenkloster und der Sowjetstern an der langen Stange dicht hinter dem Zaun, der die Geleise nach Rußland sperrt, zwei Wahrzeichen sind es und zwei Welten. Und doch ist beides Rußland, beides daselbe Volk, nur durch die Zeitwende getrennt in ein Früher und Jetzt.

Das alte Rußland gibt es nur noch im Exil. Und das neue? ... Oder sollten wir gleich so neugierig sein, nach dem nächsten zu fragen, nach dem künftigen Rußland? — Aber wer kennt das?!

(Wird fortgesetzt.)

Das deutsche Graudenz

Von Dr. Franz Lüdtke

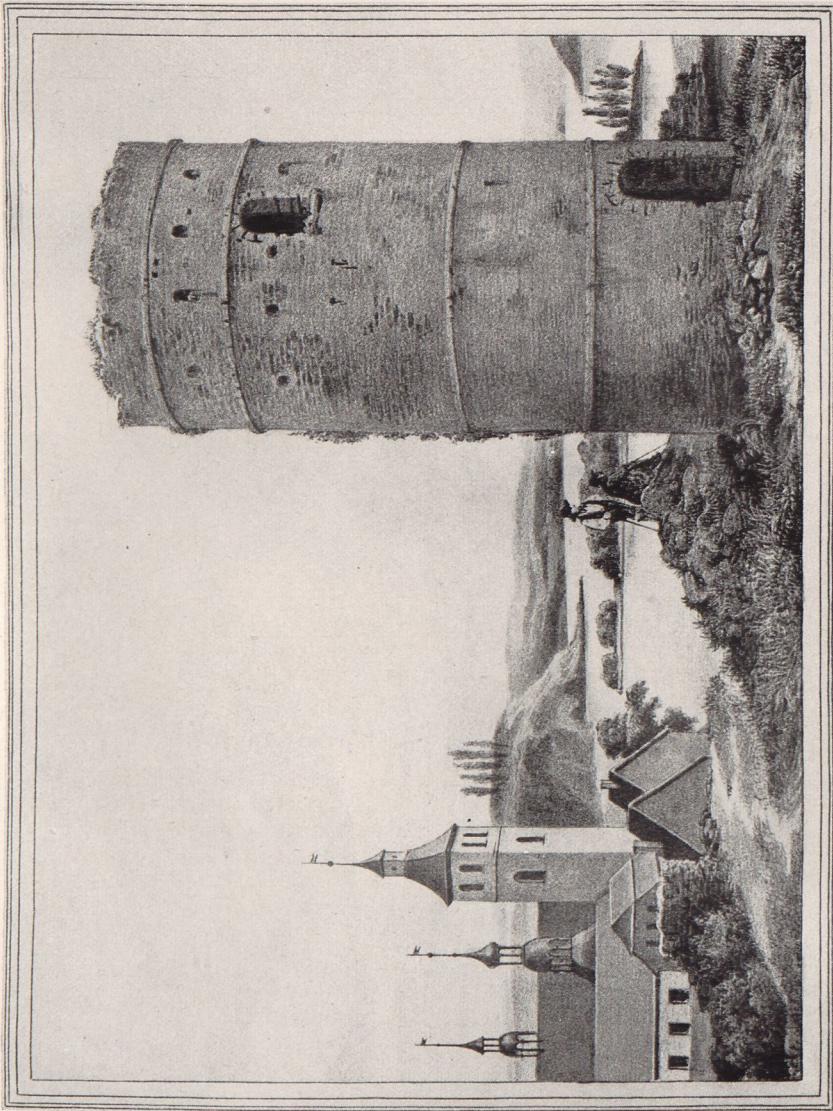
Die große Lebenslinie des Westpreussischen Landes ist der Strom. Mächtig rauscht und flutet er dahin, und immer, zu allen Zeiten, tönt aus ihm seine eigene Musik. Helle und dunkle Weisen sind es, die der Strom singt, Lieder des Grolsens und Zürnens, wenn das Eis geht oder die Flut alles Land rings in ein schäumendes Meer verwandelt, Lieder des Friedens und der Freude, wenn der Frühling über die Bühnen wandert und das Busch- und Baumwerk an den Ufern widerhallt von dem Singen der Vögel. Aber es sind auch düstere Balladen, die aus den Nebeln der Weichsel steigen; sie wissen von Kampf und Not und Tod, so wie der Strom selber es weiß.

Am Anfang war der Strom. Er wurde zum Sinnbild dieses Landes. An seinen Höhen siedelte der Mensch der Frühe; hier wohnten nordische Stämme, hier zogen die gotischen Völker ihren weltgeschichtlichen Wanderweg. Immer war es der Strom, der irgendwie ihr Schicksal wurde. Und als nach der Völkerwanderung der alte Germanenboden überfremdet ward, teilte der Strom die Neustämme, hüben die Pommereller, drüben die Pruzzen. Die Weichsel wurde Grenze. Grenze, bis die Deutschen das Land ihrer Vorfäter zurücknahmen in ihre betreuende Hand, bis der Deutsche Ritterorden kam und die Weichsel, den Strom der Goten, wieder zum deutschen Strom machte. Damals bauten die Deutschherren neben vielen anderen festen Schlössern die Burg Graudenz, und in ihrem Schutz entstand die Stadt, während ringsher Höfe und Dörfer erwachsen und deutsche Bauern den eisernen Pflug durch die Schollen führten. Das Weichsel-

land war einst germanische Heimat gewesen; jetzt wurde es von neuem Heimat deutscher Menschen. „Da ist das Land so schön!“ So klang es in dem alten Lied der Ostlandfahrer, in dessen Musik sich die andere Weise mischte: die des Stromes.

Nie haben hier, wo die Ritter das hohe Schloß von Graudenz erbauten, Polen geseffen. Auch der Name Graudenz hat nichts mit der polnischen Sprache zu tun, obgleich man ihm später ein polnisches Mäntelchen umgehängt hat. Doch was will das besagen! Vielleicht hat sich ein alter Gotenname durch die Zeiten erhalten, der Name der Greutunger; vielleicht haben ihn dann, wie die einstige Ansiedlung, die Pruzzen übernommen — immer baute ja ein Volk auf den Stätten eines früheren, und Plätze und Namen pflegten sich zu vererben.

Schon früh wird uns Graudenz genannt, und bereits im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts blühte die Stadt auf. Ihre Geschichte ist eng mit einem der hervorragendsten Führer des Ordens verknüpft, dem Landmeister von Preußen Meinhard von Querfurt. Seiner ordnenden, aufbauenden Kraft gelang es, den Strom zu zwingen, soweit Menschenhände das vermochten. Er bezwang ihn durch gewaltige Dämme, entwässerte das Neuland, er schuf Raum für viele Geschlechter deutscher Bauern. Dem Landmeister Meinhard danken wir den reichen Segen des Weichseltals, und Graudenz, die deutsche Stadt im Grenzland, dankt ihm Bestätigung und Sicherung ihres Rechtes und Besitzes, den Grund ihrer künftigen Blüte. Das war im Jahre 1291; und einige zwanzig



Lith. Anst. v. L. Sauer & C. Berlin.

Schloß Graudenis.



Jahre später zeigt uns ein Privileg des Hochmeisters Carl von Trier, welche Bedeutung die Stadt am Strom bereits gewonnen hat, besonders auch für den Tuchhandel. Ein reiches Kaufmannsleben herrschte damals, mächtig war der Zins an die Ordensbrüder, und auch die gesundheitlichen Dinge erfuhren sorgliche Betreuung. Nach der Sakung des Kulmer Rechts ordnete sich das städtische Leben; Oberhof für rechtliche Entscheidungen war Thorn. Dem Orden dankte die Stadt auch die Anlage des Trinke-Grabens. Wenn das Staatsoberhaupt in Graudenz einmal Einzug hielt, so jubelten die Bürger ihm zu; wir wissen von solchem Empfang aus der Zeit des Hochmeisters Ulrich von Jungingen.

Hoch über der Stadt, auf den mächtigen Steilufeln des Stromes, rechte sich die Ordensfeste empor, ein wehrhafter Bau, von dem nur noch Ruinen, unter diesen aber der markante Turm (der „Klimmek“), erhalten sind. Er ragt als ewig deutsches Wahrzeichen in den blauen oder grauen Himmel über dem tiefen Tal des Stromes. Denn alles, was hier geschaffen ward, ist ja deutsch!

Wir wissen, daß im Ordenslande der Verrat umging. Verrat verwandelte 1410 den Sieg in Tannenberg in furchtbare Niederlage, und aus der Niederlage wuchs neuer Verrat. Nein, nicht die Stadt als solche, nicht die deutsche Bürgerschaft trug die Schuld; es war der Ehrgeiz, die Jähzucht einzelner, namentlich der großen Kaufherren, durch die aus Treue Untreue ward. Das Volk der Ordensstädte hielt dem Orden auch in der Not die Treue, aber es wurde durch die Herren vom Rat, in deren Händen sich alle Macht befand, blutig niedergehalten. Ein bitteres halbes Jahrhundert, vom ersten Thorner Frieden (1411) bis zum zweiten (1466)!

Auch Graudenz trug an der Not und Schuld dieser Zeit. Der Hauptschuldige an dem Verrat von Tannenberg war der kulmische Edelmann Nikolaus von Kenys gewesen; er hatte das Banner der Kulmer Landedelleute unterdrückt, als diese in die Tannenberger Schlacht eingreifen und den Sieg entscheiden sollten. Er hatte es nicht hoch-

gehoben, als Zeichen zum Sturm, sondern es niedergehalten und war mit den Seinen fortgeritten, den Polen Schlachtfeld und Sieg überlassend. Auch ihm hatte Heinrich von Plauen Verzeihung gewähren müssen; als er sich aber von neuem in hoch- und landesverräterische Verschwörungen einließ, wurde er verhaftet, in Graudenz vor ein Gericht gestellt und hier enthauptet. Dann aber sah die Stadt ein anderes Bild. Die Verschwörung im Ordensland hatte um sich gegriffen, der „Bund“ war gegründet worden, von Großgrundbesitzern und Städten, und dieser Bund — vom kaiserlichen Gericht verboten — trat mit dem Landesfeind, mit Polen, in verräterische Verhandlungen, die schließlich zum Abfall führten. Kurz vorher, im Jahre 1453, fand in Graudenz eine große, entscheidende Tagfahrt des „Bundes“ statt — hier wurden die Häupter des Abfalls endgültig bestimmt und ein „heimlicher oder geheimster Rat“ gewählt, der fortan Vollmacht hatte und sie zum Verderben des deutschen Weichsellandes anwandte. So wittert ein Hauch völkischer Tragik über der alten Stadt. Was wenige verschuldeten, mußten viele büßen, auf lange Geschlechterreihen hinaus, bis in die Gegenwart hinein. . . An die Spitze der „Bundesältesten und -obersten“ war jener Hans von Bayesen getreten, dessen Verrat am Orden zum Schicksal des ganzen Landes wurde.

Am 4. Februar 1454 erfolgte dann die „Abgabe“ des Bundes an den Orden; kurz danach gingen die festen Ordensschlösser des Weichsellandes, die viel zu schwach und auf einen solchen Verrat nicht gefaßt waren, in die Hände der Empörer über. Darunter war auch Graudenz. Als dann nach dem Krieg der dreizehn Jahre im zweiten Thorner Frieden (1466) das Endergebnis dieses die Ostmark verwüstenden Ringens vorlag, war die Enttäuschung unter den Abtrünnigen groß: schnell erkannten sie, daß Polen seine vorher gegebenen Versprechungen nicht einlöste, daß die dem Land verheißene Autonomie auf dem Papier blieb. Man hatte an eine bloße Personalunion zwischen Preußen und Polen gedacht — nun aber setzte der polnische König Polen in die maßgeblichen

Stellen. Während die „großen Städte“ ihre Privilegien noch lange verteidigten, ja, wie Danzig es tat, mit Waffengewalt durchsetzten, waren die kleineren Gemeinden wehrlos. Auf dem Graudenzener Ordensschloß gebot der polnische Starost . . .

So wurden polnische Versprechungen gehalten! Ein Jahrhundert nur, und Westpreußen war völlig der „Krone Polen“ einverleibt, und von „Selbständigkeit“ konnte keine Rede mehr sein. Der Reichstag von Lublin (1569) bestimmte die endgültige Eingliederung des Weichsellandes in den polnischen Staat.

Die Deutschen in Graudenz wehrten sich mit aller Kraft und mit Erfolg gegen die Polonisierung, die in diesen Zeiten Westpreußen heimsuchte. Seit 1521 wurden in ihren Mauern — abwechselnd mit Marienburg — die preußischen Landtage abgehalten; sie mögen, wie die Dinge nun einmal geworden waren, das Bewußtsein arteiligen Volkstums gestärkt haben, namentlich auch gegen die dauernden Bedrängnisse durch den Starosten, mit dem die Bürger in dauernden Rechtsstreitigkeiten lagen. — Auf einem dieser Landtage ist auch ein Deutscher gewesen, dessen Name Welt-ruh erlangt hat (und den die Polen daher in Ermangelung eigener Persönlichkeiten von Weltbedeutung für sich beanspruchen, ihn gewissermaßen nach seinem Tode noch seines Deutschtums beraubend): Nikolaus Kopernikus.

Einen seelischen Rückhalt im Kampf um ihr Deutschbleiben im fremden Staat gewann die westpreußische und mit ihr die Graudenzener Bürgerschaft an der Reformation. Sie schuf unter den Deutschen einen starken Zusammenhalt; die Sache der Religion und die des Volkstums verschmolzen ineinander — vergeblich war es, daß die Jesuiten alles daran setzten, mit Hilfe ihres Kollegiums, ihres Einflusses auf Schule und Jugend den Protestantismus zu verdrängen. Hatte das Geschlecht zur Zeit der beiden Thorner Frieden wankend werden können — die Generationen seither hielten mit Treue an dem Besten fest, das sie besaßen: an ihrem Deutschtum. Sie retteten es in eine Zeit hinein, da Graudenz

wieder einem großen deutschen Staat zugehören durfte: Preußen.

Freilich, die drei Jahrhunderte von 1466 bis 1772 waren bitter für die Stadt wie für das ganze Land. Polen, unfähig, seine Unabhängigkeit zu behaupten, wurde zum Spielball fremder Politik und fremder Einbrüche. Schweden, Russen, Litauer strebten nach dem Besitz der Weichsel. Immer wieder war es der Strom, der die geschichtlichen Entschlüsse beeinflusste. Einmal (1659) wurde die Stadt nach einer harten Belagerung völlig niedergebrannt; nur die Pfarrkirche und wenige Häuser blieben verschont. Aber die zähe deutsche Bürgerschaft haute wieder auf, und aus Schutt und Trümmern entstand ein neues, allerdings ärmeres, aber trotzdem deutschbewußtes Graudenz. Es trotzte den Widerwärtigkeiten der nordischen Kriege und den Verheerungen der Pest; aber es war doch höchste Zeit, daß endlich die deutsche Stadt in den deutschen Raum, in die große deutsche Gemeinschaft heimkehrte!

Das geschah 1772, als König Friedrich der Große die Hand auf das alte deutsche Land legte. Nun floß der Strom wieder durch deutsche Gaue, und Ostpreußen, im hohen Nordosten lange vereinsamt, ward mit dem Mutterland vereint. Nun begann ein Ausblühen für das einst so reiche, in den Jahrhunderten polnischer Mißwirtschaft aber verelendete alte Ordensland. Nun zog der schwarze Adler über Land und Stadt und Strom seine Kreise . . .

Zu den von des Königs Fürsorge ganz besonders bedachten Städten des Ostens gehörte Graudenz, das bei der Rückkehr zu Preußen kaum mehr als 2000 Einwohner zählte. Aus Wüstungen erwachsen neue Bauten; Handwerker wurden angelegt, den Juden auf die Finger gesehen. Der scharfe Blick des alten Fritz erkannte die strategische Bedeutung der Weichsel, und so erkor er den Strom zur Verteidigung seines Staates. An der Weichsel entstand die preußische Festung Graudenz.

Am 8. Juni 1772 war der König in Graudenz eingezogen. Mit welchen Empfindungen des Dankes, der Freude und des Hoffens ihn die Bewohner der Stadt

begrüßt haben mögen, das können wir Heutigen verstehen, die wir so oft schon erleben durften, mit welcher Begeisterung, Dankbarkeit und Liebe von Volk und Reich getrennte Deutsche ihren Führer begrüßten, der sie heimholte! Auch damals haben die Deutschen Westpreußens die Stunde der Heimkehr in ein großes, starkes Vaterland als Befreiung von bitterer Fremdherrschaft und als Erlösung aus unerträglichen Zuständen gefeiert. — Im Jahre 1776 begann auf den Weichselhöhen bei Graudenz der Festungsbau, den der Ingenieurkapitän Gontzenbach leitete. Der König selbst entwarf die Pläne, prüfte die Berechnungen, wies die Gelder an und besichtigte den Fortgang des Werkes, dessen Vollendung ihm sehr am Herzen lag. Etwa 3½ Millionen Taler wurden noch zu Lebzeiten des Alten Fritz hineingesteckt. Oft kehrte er in Graudenz ein und hielt in der Nähe Truppenparaden ab. Zehn Jahre nach Beginn des Festungsbauens starb der König; aber er hatte die Freude, das Werk im wesentlichen vollendet zu sehen. Nicht lange, und es sollte seine Probe bestehen.

Zwei Jahrzehnte nach Friedrichs Tode zerbrach — nicht seine Schöpfung, nein! Nicht sein Staat, nicht Preußen! Aber das staatliche Gebilde jener Anfähigen, die nach ihm kamen und seine Größe nicht einmal begriffen! Die von seinem Ruhm, seinem „Kredit“ zehrten und darüber die eigene Arbeit, die Pflicht des Weiterbauens vergaßen! — Daß es einen solchen König und einen solchen Staat, ein solches Preußen überhaupt gegeben hatte, diese Tatsache war es, die auch in Verfall und Zusammenbruch den Glauben an ein Wiedererstehen lebendig erhielt. Man glaubte an das Preußen des alten Fritz — an seinen Genius. Und wie ein Symbol dieses Glaubens mag es erscheinen, wenn auf der Flucht Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise nach Ostpreußen in Graudenz ein ein Bauer aus der Niederung an den König herantrat und ihm 2000 Friedrichsdors einhändigte, die er unter den deutschen Bauern der Weichselniederung gesammelt hatte.

Nun kamen die Franzosen und zogen in die Stadt ein. Sie hatte schwer zu leiden und zu tragen; unersättlich waren die französischen Quäler, schier untragbar ihre ständigen Forderungen. Die Stadt geriet in hohe Verschuldung, um die Schlemmereien der fremden Offiziere, die Kontributionen u. a. Forderungen bezahlen zu können. Plünderungen und Schikanen waren an der Tagesordnung; der General Rower gehört in die wahrlich nicht kleine Zahl französischer Plagegeister, wie sie so oft in den vergangenen Jahrhunderten und bis in die Zeit der obereschlesischen, der Rheinland- und Ruhrbesetzung ihr Unwesen in Deutschland trieben.

Aber zu ihrem Ziel, die Feste Graudenz zu erobern, kamen sie doch nicht. Das Werk des großen Königs hielt stand, verteidigt von einem Mann preußischer Ehre, einem preußischen Edelmann mit französischem Namen, dem General l'Homme de Courbière. Merkwürdig, daß gerade die Festungen der Ostmarken — Pommerns, Schlesiens, West- und Ostpreußens — sich in dieser Zeit der Wirrnis entschlossen und erfolgreich gehalten haben! Courbière soll damals das Wort gesprochen haben, wenn es (wie von den französischen Unterhändlern behauptet wurde) schon keinen König von Preußen gäbe, so sei noch ein König von Graudenz vorhanden! Man hat die Richtigkeit des Ausspruchs bestritten — doch kommt es auf den Wortlaut an? Hat der General nicht so gehandelt? Und das ist das Wichtigere. So hielt er die Festung, die seitdem nach ihm „Feste Courbière“ genannt wurde. Stadt und Festung Graudenz blieben bei Preußen!

Das 19. Jahrhundert brachte wirtschaftlichen Aufstieg, starke Industrialisierung, Erschließung des Landes durch die Eisenbahn. Das ist das äußere Bild. Und es brachte schließlich das Bismarckreich, das Zweite Reich der Deutschen. Aber es brachte zugleich ein Nachlassen der völkischen Kräfte, die Vorherrschaft von Materialismus und Liberalismus, den steigenden Einfluß des Judentums und Roms und damit auch ein Anwachsen des Polentums in der Ostmark und namentlich der polnischen Agitation, deren lauteste Wortführer die

katholischen Priester waren. Ein Jahrhundert also, von Gegenätzen erfüllt und von Spannungen zerrissen!

Der Beginn des Jahrhunderts verknüpfte Graudenz mit dem Namen eines Mannes, der als Vorkämpfer deutscher Geistesfreiheit und später als deutscher Dichter unvergängliche Bedeutung besitzt. Es ist Fritz Reuter, der ein Opfer des auch in Preußen herrschenden Metternichschen Systems mit seiner starren, volksfremden und volksfeindlichen Reaktion wurde. Wegen Teilnahme an einer burschenschaftlichen Verbindung zum Tode verurteilt und dann von Friedrich Wilhelm III. zu 30 Jahren Festung „begnadigt“, wurde der mecklenburgische Student der Rechte Fritz Reuter von Festung zu Festung geschleppt und saß vom 15. März 1838 bis zum 14. Juni 1839 in den Kasematten von Graudenz. In seinem plattdeutschen Buch: „Ut mine Festungstid“ hat er humorvoll die schwere Zeit geschildert . . .

Graudenz wuchs zu einer ansehnlichen Mittelstadt, die um die Jahrhundertwende etwa 40 000 Einwohner gehabt hat, dazu die Garnison. Es war inzwischen Festung modernster Art geworden, im Zuge der machtvollen Ostbefestigungen an Oder, Warthe und Weichsel. Wieder war es der Strom, der das Gesetz des Raumes, auch das wehrpolitische, bestimmte. Im Ernstfall war Graudenz uneinnehmbar, und seine deutschen Menschen fühlten voll Stolz die alte Tradition von den Zeiten des Ordensschlosses zur friderizianischen Festung, zur Feste Courbière und nun zur modernen Festung ersten Ranges. Ihre Bedeutung im Weltkrieg zu erproben, dazu kam es allerdings nicht — bis hierher kam die „russische Dampfwalze“ nicht. Doch während der Krieg der deutschen Stadt nichts anzuhaben vermochte, war es der „Friede“, der ihr Schicksal besiegelte: Das Diktat von Versailles, das für die Weichselgaue nichts anderes war als eine Wiederholung, ja Verschärfung jenes einst im Jahre 1466 in Thorn geschlossenen Friedens. Damals waren die deutschen Gebiete Westpreußens, vom Ordensstaat losgelöst, an den König von Polen gekommen, unter dem Versprechen einer Autonomie. Jetzt

kam das Land, von Deutschland losgelöst, wieder zu Polen, und wieder unter der feierlichen, verfassungsmäßig garantierten Zusage, das Volkstum und völkische Recht der nunmehrigen deutschen Minderheit zu achten. So wurde Graudenz, so der Strom zum zweitenmal der Fremdherrschaft überliefert. Wie die deutschen Rechte „geachtet“, wie die Versprechungen gehalten und die Garantien eingelöst wurden, dafür ist jeder Tag, ist jede Stunde der vergangenen zwei Jahrzehnte Zeuge . . . Einst hatte es ein Jahrhundert gedauert, ehe Polen in den Beschlüssen des Lubliner Reichstages die Maske fallen ließ. Ein Jahrhundert! — Diesmal hatte man eine Maske überhaupt nicht mehr nötig. Denn Deutschland lag ja am Boden, war wehrlos und zu jeglicher Erfüllung bereit. Man konnte diesem Deutschland, dem man seine Ostmark ohne die im Waffenstillstandsabkommen 1918 gewährleistete Abstimmung geraubt hatte, alles bieten. Denn Deutschland war schwach und Genf sehr weit, und alles, was der deutschen Kraft Abbruch tat, wurde von den „Siegern“ und ihrem Instrument, dem Völkerbund, grundsätzlich gutgeheißen. — So floss der deutsche Strom durch polnisch gewordenes Land, bei dem doch jeder Fußbreit Ufer, jeder Stein, jede Buhne im Strom von dem ewigen Deutschland kündete.

Der 25. Januar 1920 war für Graudenz der Tag des Abschieds. Die Stadt war nicht, wie mancher gehofft, zum Freistaat Danzig gekommen. Nein, die Polen wollten den Strom . . . Auf dem Markt hatten die letzten Truppen Aufstellung genommen; Deutsche in unübersehbaren Scharen füllten Platz und Straßen. Die Kapelle des Reichswehrajägerbataillons Nr. 17 spielte den Präsentiermarsch, und vom Pferd herab richtete der Gouverneur von Graudenz Worte der Trauer, des Jorns, der Kraft und des Glaubens an Soldaten und Bürger. Deutsche Lieder klangen auf, Märsche ertönten, dann marschierten die Truppen ab. Von der Weichselbrücke grüßte mancher noch einmal, mancher zum letztenmal den Strom.

Als jetzt die Polen einzogen und die Haller-Armee billigen Besitz von der ver-

ratenen Stadt ergriff, war kaum ein Deutscher mehr auf der Straße; kein deutsches Haus hatte geflaggt, die Fenster waren geschlossen und verhangen. — Seitdem sind fast zwanzig Jahre vergangen; für die Graudenzer Deutschen wie für die ganze entriffene Ostmark ein einziges Martyrium. Doch davon will ich schweigen, denn ich habe die Stadt am Strom in dieser Zeit nur aus der Ferne grüßen können und so gegrüßt, wie sie in meinem Erinnern, in meiner Seele lebt: als die deutsche Stadt, das alte deutsche Graudenzenz.

Ich sehe mich als Kind dort spielen, ich erlebe als noch nicht Sechsjähriger das gewaltige Hochwasser und den Eisgang von 1888, und ich weiß noch, wie die Eltern mit mir auf der hohen Weichselbrücke standen und ich gebannt hineinschaute in das wilde Toben der Elemente . . . Und später zog es den Mann immer wieder dorthin, und alles wurde vertraut, rings die Ordensburgen mit ihren malerischen Ruinen, Schwes, Roggenhausen und Rheden, die bergigen Stromufer, Röslershöhe und Sartowitz, vor allem der Graudenzer Schloßberg selbst mit den herrlichen Anlagen, dem „Klimmet“, von dem man weit über Strom und Niederung blicken konnte, der Feste Courbière, einem wahrhaften Vogel- und Pflanzenparadies! Welche Eindrücke, wenn an festlichen Tagen zur Nacht die Feuer vom Schloßturm loderten und dem Land von seinem Deutschsein kündeten, wenn wir dem Singen des

Stroms lauschten, der die Bühnen und weißen Sandbänke umspülte, oder wenn wir auf Ruderfahrten von Thorn nach Danzig an der Stadt vorbeizogen, den Türmen, den alten Speichern, dem hohen Bergfried winkend . . . Oder wenn im Strombett die Herbstnebel brauten, wenn die Winternacht unter hellen Sternen die verschneite Landschaft ausleuchten ließ, wenn der Frühling die Rämpen in ein einziges Meer von Grün verwandelte und im Sommer der deutsche Bauer das Korn des reichen Landes schnitt wie einst seine Väter zur Ordenszeit . . .

Vieles könnte ich erzählen von Strom und Stadt, vom Land und Menschen, von stolzer Vergangenheit mit Größe, Schuld und Not, mit trotztender Kraft und unbeugsamem Wollen, von hoher Kultur und edler Kunst (von der noch der wunderbare Graudenzer Altar zeugt, jetzt in der Marienburg, einst in der Schloßkapelle der Komturei — der einzige erhaltene Altar aus mehr als fünfzig Ordensburgen!), vom deutschen Rämpfen, das durch die Jahrhunderte geht, und deutschem Glauben, der die Vergangenheit mit der Zukunft verknüpft . . . Aber ich schweige, und einmal werden andere reden. Deutschland ist wiedererstanden, und was der Orden, der Alte Fritz und Bismarck geschaffen — es ist nicht vergangen, es lebt, und es gewann neue, machtvolle Gestalt im Dritten Reich Adolfs Hitlers. Ein Sturmang klingt über Deutschland! Er rauscht um die alte deutsche Stadt an der Weichsel, und es lauscht der Strom . . .

VOLK UND RAUM IM OSTEN

„Über Das deutsch=polnische Verhältnis ist wenig zu sagen“

Aus der Reichstagsrede des Führers vom 28. April 1939

Über das deutsch-polnische Verhältnis ist wenig zu sagen. Der Friedensvertrag von Versailles hat auch hier, und zwar natürlich mit Absicht, dem deutschen Volk die schwerste Wunde zugefügt. Durch die eigenartige Festlegung des Korridors Polens zum Meer sollte vor allem auch für alle zukünftigen Zeiten eine Verständigung zwischen Polen und Deutschland verhindert werden. Das Problem ist — wie schon betont — für Deutschland vielleicht das allerschmerzlichste.

Allein trotzdem habe ich unentwegt die Auffassung vertreten, daß die Notwendigkeit eines freien Zugangs zum Meer für den polnischen Staat nicht übersehen werden kann, und daß überhaupt grundsätzlich auch in diesem Fall die Völker, die nun einmal von der Vorsehung dazu bestimmt oder meinetwegen verdammt sind, nebeneinander zu leben, sich zweckmäßigerweise nicht künstlich und unnötig das Leben noch verbittern sollten. Der verstorbene Marschall Pilsudski, der derselben Meinung anhing, war daher bereit, die Frage einer Entgiftung des deutsch-polnischen Verhältnisses zu überprüfen und endlich das Abkommen abzuschließen, durch das Deutschland und Polen in der Regelung ihrer beiderseitigen Beziehungen entschlossen waren, auf das Mittel des Krieges endgültig zu verzichten. Diese Abmachung hatte allerdings eine einzige Ausnahme: Sie wurde praktisch Polen zugestanden. Es wurde festgestellt, daß die von Polen schon bisher getroffenen Beistandspakte, etwa wie der Beistandspakt mit Frankreich, dadurch nicht berührt werden sollten. Es war aber selbstverständlich, daß sich dies ausschließlich auf den bereits vorhandenen Beistandspakt beziehen konnte und nicht auf beliebig neu abzuschließende. Tatsache ist, daß das deutsch-polnische Abkommen zur außerordentlichen Entspannung der europäischen Lage beitrug. Immerhin war zwischen Deutschland und Polen eine Frage offen, die früher oder später ganz natürlich gelöst werden mußte, die Frage der deutschen Stadt Danzig. Danzig ist eine deutsche Stadt, und sie will zu Deutschland. Umgekehrt hat diese Stadt vertragliche Abmachungen, die ihr allerdings aufgezwungen waren durch die Versailler Friedensdiktatoren, mit Polen.

Da nun außerdem der Völkerbund früher als größter Unruhestifter nunmehr mit einem allerdings außerordentlich taktvollen hohen Kommissar vertreten ist, muß spätestens mit dem allmählichen Erlöschen dieser unheilvollen Institution das Problem Danzig so oder so erörtert werden.

Ich sah nun in der friedlichen Lösung dieser Frage einen weiteren Beitrag für eine endgültige europäische Entspannung. Denn dieser Entspannung dient man sicherlich nicht durch die Heze wahnsinnig gewordener Kriegstreiber, sondern durch die Beseitigung wirklicher Gefahrenmomente.

Ich habe nun der polnischen Regierung, nachdem das Problem Danzig schon vor Monaten einige Male besprochen war, ein konkretes Angebot unterbreiten lassen. Ich teile Ihnen, meine Abgeordneten, nunmehr dieses Angebot mit, und Sie werden sich selbst ein Urteil bilden, ob es nicht im Dienste des europäischen Friedens das

gewaltigste Entgegenkommen darstellt, das an sich denkbar war. Ich habe, wie schon betont, die Notwendigkeit eines Zuganges dieses Staates zum Meere stets eingesehen und damit auch in Rechnung gestellt. Ich bin ja kein demokratischer Staatsmann, sondern ein realistischer Nationalsozialist. Ich hielt es aber auch für notwendig, der Warschauer Regierung klar zu machen, daß so, wie sie einen Zugang zum Meere wünscht, Deutschland einen Zugang braucht zu seiner Provinz im Osten. Es sind dies nun einmal schwierige Probleme. Dafür ich nicht Deutschland verantwortlich, sondern jene Zauberkünstler von Versailles, die in ihrer Bosheit oder in ihrer Gedankenlosigkeit in Europa hundert Pulverfässer herumstellten, von denen jedes einzelne außerdem noch mit kaum auslöschbaren Lunten versehen worden war.

Man kann nun diese Probleme nicht nach irgendeinem Außenschema lösen, sondern ich halte es für notwendig, daß man hier neue Wege geht. Denn der Weg Polens zum Meer durch den Korridor und umgekehrt ein deutscher Weg durch diesen Korridor haben überhaupt keinerlei militärische Bedeutung. Ihre Bedeutung liegt ausschließlich auf psychologischem und wirtschaftlichem Gebiet. Einem solchen Verkehrsstrang eine militärische Bedeutung zuweisen zu wollen, hieße, sich einer militärischen Naivität von seltenem Ausmaß ergeben. Ich habe nunmehr der polnischen Regierung folgenden Vorschlag unterbreiten lassen:

1. Danzig kehrt als Freistaat in den Rahmen des Deutschen Reiches zurück.
2. Deutschland erhält durch den Korridor eine Straße und eine Eisenbahnlinie zur eigenen Verfügung mit dem gleichen exterritorialen Charakter für Deutschland, als der Korridor ihn für Polen besitzt.

Dafür ist Deutschland bereit:

1. Sämtliche wirtschaftlichen Rechte Polens in Danzig anzuerkennen;
2. Polen in Danzig einen Freihafen beliebiger Größe und bei vollständigem freiem Zugang sicherzustellen;
3. damit die Grenzen zwischen Deutschland und Polen endgültig als gegebene hinzunehmen und zu akzeptieren;
4. einen 25jährigen Nichtangriffspakt mit Polen abzuschließen, also einen Pakt, der weit über mein eigenes Leben hinausreichen würde; und
5. die Unabhängigkeit des slowakischen Staates durch Deutschland, Polen und Ungarn gemeinsam sicherzustellen, was den praktischen Verzicht auf jede einseitige deutsche Vormachtstellung in diesem Gebiet bedeutet.

Die polnische Regierung hat dieses mein Angebot abgelehnt und sich nur bereit-erklärt,

1. über die Frage des Ersatzes des Völkerbunds-Kommissars zu verhandeln und
2. Erleichterungen für den Durchgangsverkehr durch den Korridor zu erwägen.

Ich habe diese mir unverständliche Haltung der polnischen Regierung aufrichtig bedauert, jedoch, das allein ist nicht das Entscheidende, sondern das Schlimmste ist, daß nunmehr ähnlich wie die Tschecho-Slowakei vor einem Jahr auch Polen glaubt, unter dem Druck einer verlogenen Welthege Truppen einberufen zu müssen, obwohl Deutschland seinerseits überhaupt nicht einen einzigen Mann eingezogen hat und nicht daran dachte, irgendwie gegen Polen vorzugehen.

Wie gesagt, dies ist an sich sehr bedauerlich, und die Nachwelt wird einmal entscheiden, ob es nun wirklich so richtig war, diesen von mir gemachten einmaligen Vorschlag abzulehnen. Dies — wie gesagt — war ein Versuch von mir, eine die ganze deutsche Nation innerlich bewegende Frage in einem wahrhaft einmaligen Kompromiß zu lösen, und zwar zu lösen zugunsten beider Länder. Meiner Überzeugung nach war Polen bei dieser Lösung aber überhaupt kein gebender Teil, sondern nur ein nehmender, denn daß Danzig niemals polnisch werden wird, dürfte wohl außer Zweifel stehen.

Die Deutschland nunmehr von der Weltpresse einfach angedichtete Angriffsabsicht führte in der Folge zu den Ihnen bekannten sogenannten Garantieangeboten und zu einer Verpflichtung der polnischen Regierung für einen gegenseitigen Beistand, der also Polen unter Umständen zwingen würde, im Falle eines Konfliktes Deutschlands mit irgendeiner anderen Macht, durch die wieder England auf den Plan gerufen würde, nun seinerseits gegen Deutschland militärisch Stellung zu nehmen. Diese Verpflichtung widerspricht der Abmachung, die ich seinerseits mit dem Marschall Pilsudski getroffen habe. Denn in dieser Abmachung ist ausschließlich Bezug genommen auf bereits damals bestehende Verpflichtungen, und zwar auf die uns bekannten Verpflichtungen Polens Frankreich gegenüber. Diese Verpflichtungen nachträglich zu erweitern, steht im Widerspruch zur deutsch-polnischen Nichtangriffspakt-Erklärung. Ich hätte unter diesen Umständen damals diesen Pakt nicht abgeschlossen. Denn was haben Nichtangriffspakte überhaupt für einen Sinn, wenn sich der eine Partner praktisch eine Unmenge von Ausnahmefällen offen läßt!

Es gibt entweder kollektive Sicherheit, d. h. kollektive Unsicherheit und ewige Kriegsgefahr, oder klare Abkommen, die aber auch grundsätzlich jede Waffenwirkung unter den Kontrahenten ausschließen. Ich sehe deshalb damit das von mir und dem Marschall Pilsudski seinerzeit geschlossene Abkommen als durch Polen einseitig verletzt an und damit als nicht mehr bestehend!

Ich habe dies der polnischen Regierung mitgeteilt. Ich kann aber auch hier nur wiederholen, daß dies keine Änderung meiner grundsätzlichen Einstellung zu den angeführten Problemen bedeutet. Sollte die polnische Regierung Wert darauf legen, zu einer neuen vertraglichen Regelung der Beziehungen zu Deutschland zu kommen, so werde ich das nur begrüßen, allerdings unter der Voraussetzung, daß eine solche Regelung dann auf einer ganz klaren und gleichmäßig beide Teile bindenden Verpflichtung beruht. Deutschland ist jedenfalls gerne bereit, solche Verpflichtungen zu übernehmen und dann auch zu erfüllen.

Polens Londoner Wendung

Warschau als mittelbarer Verbündeter Moskaus - Ungleiche englisch-polnische Partnerschaft - Polnische Vorbehalte gegenüber dem englischen System - „Militarisierung der polnischen Psyche“ gegen das deutsche Volk

Der polnische Außenminister Bed hat es angesichts der großen Ereignisse des März für notwendig gehalten, die bisher konsequent eingehaltene Linie seiner Politik aufzugeben und einen neuen Kurs einzuschlagen. In der polnischen Öffentlichkeit bemüht man sich zwar, die Dinge so hinzustellen, als habe der Londoner Besuch Beds keinen Wandel in der außenpolitischen Haltung Polens gebracht, das in London abgeschlossene Abkommen beweist aber deutlich, daß tatsächlich eine Änderung in der außenpolitischen Orientierung Polens eingetreten ist. Als das Programm der Reise Beds nach England bekanntgegeben wurde, betonte man in Warschau, daß von dem Londoner Besuch keine neuen englisch-polnischen Abkommen zu erwarten seien und daß die Reise keine außer-

gewöhnlichen Ereignisse zeitigen werde. Man sprach von der Notwendigkeit eines eingehenden Gedankenaustausches über die internationale Lage und über Fragen, die die Interessen Polens berühren. Man erklärte, daß bei den Londoner Gesprächen Emigrations- und Rohstoff-Fragen im Vordergrund stehen würden. Selbst als der englische Ministerpräsident durch seine Hilfeleistungserklärung an die Adresse Polens der Londoner Reise Beds einen sensationellen Auftakt gab, erklärte man in Warschau, daß diese Erklärung auf die grundsätzliche Haltung der polnischen Außenpolitik keinen Einfluß ausüben könne und daß sich an dem ursprünglichen Programm des Besuches nichts ändere. Die polnische Regierungspresse charakterisierte die Erklärung Chamberlains als einen „Aus-

druck englischer Politik und englischer Interessen". Sie erklärte, daß die Deklaration nur zur Sicherung dieser britischen Interessen abgegeben worden sei und daß es nur so scheine, als ob Polen hinsichtlich der englischen Hilfeleistungserklärung das am meisten interessierte Land sei. Der „Kurjer Czerwony“ schrieb, daß das Vorgehen Englands vor allen Dingen für es selbst, dann für viele andere Staaten und dann erst viel später für Polen selbst Bedeutung habe. Polen dürfe sich weder von einem Gegner noch von einem Freunde vom Wege seiner selbständigen Politik abbringen lassen. Es wurden zwar auch Stimmen laut, die sich, ganz offensichtlich aus innenpolitischen Gründen, gegen die Außenpolitik Beck's wandten und ein sofortiges Einschwenken Polens in eine gegen Deutschland gerichtete Front forderten. Doch die Vertreter dieser Forderungen wurden von der polnischen Regierungspresse sehr ironisch abgefertigt. Die Regierungsblätter blieben bei der Versicherung, daß Oberst Beck in London keine neuen Bindungen eingehen und zu keiner Revision seiner bisherigen Politik gelangen würde.

In London trat dann die Wendung ein. Die sechs Punkte, in die das Ergebnis der Londoner Verhandlungen zusammengefaßt wurden, besagen, daß England und Polen in allen grundsätzlichen Fragen einig und bereit sind, einen Vertrag von dauerhaftem und gegenseitigem Charakter an Stelle der vorläufigen und einseitigen Garantie der englischen Regierung abzuschließen. Bis zum Abschluß dieses festen Vertrages gibt Polen aber bereits die Versicherung, daß es England zu denselben Bedingungen beistehen wird, wie sie in der vorläufigen englischen Garantie für Polen enthalten sind. Es wurde bestimmt, daß der in Aussicht genommene feste Vertrag eine Garantie zur gegenseitigen Hilfeleistung für den Fall einer unmittelbaren oder mittelbaren Bedrohung der Unabhängigkeit jedes der beiden Staaten enthalten wird. Man kam überein, daß gewisse Fragen, die eine genauere Präzisierung der verschiedenen Umstände betreffen, aus denen sich die Notwendigkeit einer solchen Hilfeleistung ergeben kann, vor dem Abschluß des festen Vertrages eingehend geprüft werden sollen. Schließlich wurde festgestellt, daß diese Abmachungen für keine der beiden Regierungen ein Hindernis bei dem Abschluß von Verträgen mit anderen

Staaten bilden. Aus diesem Abkommen geht also hervor, daß Polen England gegenüber bereits Verpflichtungen übernommen hat, ohne daß die Umstände genauer präzisiert worden sind, die eine Hilfeleistung notwendig machen könnten. Ferner wird deutlich, daß England völlig freie Hand hinsichtlich eines Abschlusses von Abmachungen mit der Sowjetunion hat, durch die Warschau zum mittelbaren Verbündeten Moskaus werden kann. Der Inhalt dieses Abkommens und die Umstände, unter denen es zustandekam, widerlegen die sowohl von englischer als auch von polnischer Seite vorgebrachte Behauptung, daß sich die Londoner Vereinbarungen gegen keinen dritten Staat wenden.

In Warschau wollte man es jetzt plötzlich nicht mehr wahrhaben, daß die englische Hilfeleistungserklärung nur der Ausdruck britischer Interessen sei und daß Polen erst in letzter Linie von den Winkelzügen der englischen Diplomatie einen Nutzen haben könne. Man nahm alle höflichen Redensarten englischer Politiker und englischer Zeitungen für bare Münze und gefiel sich in der Rolle eines Garanten der Unabhängigkeit des britischen Weltreiches. Man fand nichts Peinliches darin, daß England Polen erst im 21. Jahre seiner neuen staatlichen Existenz zu entdecken begann. Es erübrigt sich, auf die Unterschiede aufmerksam zu machen, die zwischen den ungleichen Partnern England und Polen bestehen und die Polen trotz aller höflichen englischen Redewendungen von vornherein zu der Rolle des Abhängigen verurteilen, denn niemand wird im Ernst behaupten wollen, daß Polen imstande ist, die Unabhängigkeit und die Unversehrtheit der Grenzen des britischen Weltreiches zu garantieren. Die Redewendung von der „Gegenseitigkeit eines Paktes unter Gleichen“ war billig und hat England großen Nutzen gebracht. In Wirklichkeit liegt es heute bei England, zu bestimmen, wann seine Unabhängigkeit „mittelbar“ bedroht ist und an wessen Seite und für welche Interessen Polen sich in einem Ernstfall einsehen darf.

+

Es dauerte auch nicht lange, bis die große Freude über das Londoner Abkommen in Polen einer nachdenklichen Stimmung, wenn nicht gar einer Enttäuschung wich. Zwei Fak-

toren wirkten hauptsächlich auf diesen Wandel ein: die Garantieerklärungen Englands und Frankreichs für Griechenland und Rumänien und die Tatsache, daß London und Paris mit Moskau Verhandlungen über einen Lustpakt und andere gegenseitige Hilfeleistungen begannen. Die Garantieerklärungen für Griechenland und Rumänien wurden in Warschau mit einer großen Kühle und Reserve aufgenommen. Man faßte die Ausdehnung der Garantien Englands auf andere Staaten gleichsam als eine Herabminderung des Wertes der englischen Garantie für Polen auf, die das Londoner Abkommen ja im wesentlichen darstellt. Die polnischen Blätter schrieben offen, daß die Höhe der Zahl der von einem Staate erteilten Garantien im umgekehrten Verhältnis zu dem Wert dieser Garantien stehe. Man hat es in Warschau wohl auch als peinlich empfunden, daß Polen im Rahmen des englischen Systems der Garantien jetzt auf einer ähnlichen Stufe wie Rumänien und Griechenland erschien. Ferner begann man in Polen einzusehen, daß das englische Garantiesystem Polen in unerwünschte Verbindungen und Verpflichtungen hineinmanövrieren kann. Die polnische Presse betonte daher mit Nachdruck, daß die Garantien der englischen und französischen Regierung für Griechenland und Rumänien nichts mit dem englisch-polnischen Abkommen und dem polnisch-französischen Bündnis zu tun haben und daß sie für Polen keine neuen Verpflichtungen mit sich bringen. Angesichts der gegenwärtigen schnell sich wandelnden internationalen Lage wollte man das von vornherein mit aller Deutlichkeit festgestellt wissen. Die Garantieerklärungen für Rumänien und Griechenland ließen aber nicht nur deutlich werden, in welcher schiefer Stellung Polen nach dem Abkommen von London politisch gekommen war. Indem diese Garantien sich praktisch gegen Italien und Ungarn wendeten, gegen zwei Staaten also, mit denen Polen bisher betont freundschaftliche Beziehungen gepflegt hat, wurde auch offensichtlich, daß Polen durch das Londoner Abkommen tatsächlich in eine Front auch gegen diese beiden Länder gekommen war. Die „Gazeta Polska“ war es dann, die die polnischen Vorbehalte gegenüber dem englischen System der Garantien am allerdeutlichsten Ausdruck gab. Das offiziöse Blatt wahrte aber das Gesicht. Es veröffentlichte einen Leitartikel

seines Pariser Korrespondenten, in dem dieser die Ansichten der verschiedenen französischen politischen Richtungen über die Garantieerklärungen für Rumänien und Griechenland schilderte. Es wurde dabei ohne weiteres deutlich, daß die in diesem sehr bemerkenswerten Artikel dargelegten Vorbehalte gegenüber dem englischen Garantiesystem mit den Vorbehalten Polens identisch sind. Man fürchte, so schrieb die „Gazeta Polska“, daß die englische Kombination in der Praxis in technischer und militärischer Hinsicht ihre automatische Spannkraft verlieren könne. Der Völkerbund sei faktisch tot, aber man müsse sich fragen, ob dieses System der Garantien nicht zur Entstehung einer neuen kraftlosen und einseitigen Liga führe. Man müsse immer bedenken, daß in der Politik die Freunde unserer Freunde nicht immer unsere eigenen Freunde seien. Ein Staat, der mit einem anderen ein konkretes und genau präzisiertes Bündnis schließt, dürfe durch dieses nicht in einen Krieg für den Schutz eines abgelegenen und völlig gleichgültigen Partners gedrängt werden. Ein solches Bündnis dürfe nicht als der Beginn einer langen Kette behandelt werden, die wegen der natürlichen Gegensätze und infolge der auseinanderstrebenden Interessen der künstlich auf einen Nenner gebrachten Faktoren reißen müsse. Man müsse auch daran zweifeln, ob die Garantie für Rumänien gegenwärtig wirklich einen realen Wert besitzt, bevor man sich der Solidarität der Türkei versichert habe. Außerdem müsse darauf hingewiesen werden, daß die Garantien für Rumänien und Griechenland in sich selbst Unklarheiten und Gegensätze enthalten. In ihnen sei nämlich gesagt, daß sie wirksam würden, wenn die Unabhängigkeit der genannten Länder sich deutlich als bedroht erweist oder bewaffneten Widerstand hervorruft. Man müsse fragen, welches hier das Kriterium für das Inkrafttreten der Garantie sei, ob die Bedrohung der Staaten oder ihr bewaffneter Widerstand. Ferner müsse man fragen, wem das Recht zu der Beurteilung zusteht, ob die Unabhängigkeit dieser Staaten wirklich bedroht sei. Einfache Bündnisse, so schloß die „Gazeta Polska“, seien dauerhafter als Koalitionen, sie seien gegen niemand gerichtet, hätten nur den gegenseitigen Schutz der lebenswichtigen Interessen beider Partner zum Ziel und könn-

ten jeder Situation angepaßt werden. Eine Koalition aber sei ihrer Anlage nach gegen einen Staat gerichtet und laufe gewöhnlich auseinander, wenn die Gefahr vorbei ist. Wir haben diese Äußerungen, die die offiziöse „Gazeta Polska“ den Vertretern verschiedener französischer Parteien in den Mund legt, deswegen so ausführlich zitiert, weil sie tatsächlich alle die Vorbehalte deutlich werden lassen, die man heute in Polen selbst gegenüber dem englischen Garantiesystem hat.

+

Mit einem ausgesprochenen Anbehagen werden in Polen die Verhandlungen beobachtet, die England und Frankreich gegenwärtig mit der Sowjetunion führen. Man würde es in Polen am liebsten sehen, wenn diese Verhandlungen scheitern würden. Hier waren es der konservative „Czas“ und der regierungsfreundliche „Cypres Poranny“, die Polens Haltung am deutlichsten umrissen. Der „Czas“ sagte, daß auf die Leitung der polnischen Außenpolitik seit gewisser Zeit ein Druck ausgeübt werde, um sie zu einer Annäherung an die Sowjets zu bewegen. Es handle sich hier nicht um einen ersten Versuch. Schon zur Zeit des Barthouschen Ostpaktess habe man die polnische Politik in dieser Richtung zu inspirieren versucht. Aber heute wie damals wehre Polen sich entschieden gegen alle sowjetfreundlichen Konzeptionen. Da Polen die wahren Bestrebungen der Sowjets kenne, wolle es sich mit ihnen nicht für den Preis zeitlich begrenzter Vorteile verbinden. Es bestehe keine Veranlassung anzunehmen, daß Moskau gerade jetzt auf seine weltrevolutionären Pläne verzichtet habe. Die geschickte Farnung der sowjetrussischen Diplomatie könne Polen nicht beirren. Es müsse sich darüber klar sein, daß die Sowjetunion Polen gegen Deutschland auspielen wolle. Allen fremden Anregungen, die Polen die Notwendigkeit einer Annäherung an die Sowjetunion suggerieren, müsse eine endgültige Antwort gegeben werden. Der „Cypres Poranny“ charakterisierte hauptsächlich den Bündniswert der Sowjetunion. Es sei offensichtlich, so schrieb das polnische Regierungsblatt, daß die Sowjets gegenwärtig keinen entscheidenden Faktor darstellen. Ihre Wehrmacht sei eine große Unbekannte, an der Spitze der Sowjetunion ständen neue Menschen mit ungenügender Erfahrung, die sowjetrussische Dip-

lomatie habe ihren früheren Glanz verloren und sogar die Komintern habe sich auf manchen Gebieten zurückziehen müssen. In England scheine man sich noch Täuschungen über die Sowjetunion hinzugeben. Es sei aber offenkundig, daß die Sowjets nicht für die Rolle reif seien, und vielleicht auch nie reif würden, die ihnen gewisse englische Kreise übertragen möchten. Verträge mit Moskau über eine bewaffnete Hilfeleistung hätten, so hob das polnische Blatt hervor, daher nur einen sehr relativen Wert, ganz abgesehen davon, daß eine sowjetrussische Hilfeleistung für viele Staaten aus geopolitischen Gründen nicht in Frage komme und für viele andere Staaten ein Danaergeschenk wäre. Die Kraft der Sowjetunion würde erst dann wirksam werden, wenn Europa in einem langen und auch die Sieger vernichtenden Kampf sich verbluten würde.

+

Abschließend sei zu dem Fragenkomplex des englisch-polnischen Abkommens und der französischen und englischen Verhandlungen festgestellt, daß es heute noch nicht bestimmt ist, wann der in dem Londoner Abkommen vereinbarte dauernde und feste englisch-polnische Vertrag zum Abschluß gelangt. Gegenwärtig finden zwischen England und Polen auch keine Verhandlungen und Gespräche statt, die sich auf den Abschluß dieses Vertrages beziehen. Entgegen Meldungen ausländischer Blätter ist bisher noch keine polnische Militärdelegation nach London gefahren, um dort Verhandlungen oder Gespräche aufzunehmen. Eine solche Reise polnischer Militärs nach England ist gegenwärtig auch nicht geplant. In diesem Zusammenhang wird erklärt, daß das Londoner Abkommen mit sofortiger Wirkung in Kraft getreten ist, daß aber bis zum Abschluß des festen Vertrages noch eine Reihe von Einzelheiten und Fragen geklärt werden müsse und daß dazu Zeit erforderlich sei.

Polnischerseits wird versichert, daß sich auch nach dem Abschluß des Londoner Abkommens in dem Verhältnis Polens zu Deutschland nichts geändert habe. Der deutsch-polnische Nichtangriffspakt vom Jahre 1934 sei weiter in Kraft und er werde von dem Londoner Abkommen in keiner Weise berührt. Es erübrigt sich, in diesem Zusammenhang näher auf diese Auffassung politischer Warschauer Kreise einzugehen. Festzustellen aber bleibt, daß die

Haltung der öffentlichen Meinung gegenüber Deutschland und dem deutschen Volke ausgesprochen unfreundlich und gehässig ist. Gegenwärtig macht sich in der polnischen Öffentlichkeit eine Aktion bemerkbar, über die man nach einem Artikel des polnischen Militärblattes „Polska Zbrojna“ das Motto „Militarisierung der polnischen Psyche“ setzen kann. Diese Aktion begann mit einem Leitartikel, unter der Überschrift „Es ist Zeit zum Beginn“, der Anfang März in der „Polska Zbrojna“ erschien und in dem sich das Blatt mit Fragen der Propaganda beschäftigte. Damals, also noch bevor man in England Polen als „Hüter des Friedens in Osteuropa“ entdeckt hatte, stellte das Blatt der polnischen Armee fest, daß Polen in Europa eine sehr schlechte Presse habe. Es besitze in der Welt keine Sympathien, und das polnische Volk müsse vor Scham erröten, wenn es höre und sehe, welch ein Widerwille gegen Polen sich in die Seele verschiedener Völker eingegraben habe. Die „Polska Zbrojna“ machte hierfür eine kluge, aber Polen feindlich gesinnte Propaganda verantwortlich. Diese Propaganda der äußeren und inneren Gegner Polens pflege sorgfältig einen Minderwertigkeitskomplex, den das polnische Volk an sich schon besitze. Dieser Minderwertigkeitskomplex sei, so schrieb das polnische Militärblatt weiter, eine der wichtigsten Ursachen, die die Organisierung einer polnischen Propaganda im Auslande verhindern. Wenn ein Ausländer nach Polen komme, zeige man ihm nur Dinge, die für polnische Leistungen aus der Vergangenheit zeugen. Dieser seit 20 Jahren praktizierte „historische Exhibitionismus“ sei vor allem daran schuld, daß das polnische Volk selbst überaus wenig von dem wisse, was es in den Jahren seiner neuen Staatlichkeit geleistet hat. Es müsse daher, so forderte die „Polska Zbrojna“, eine Propaganda aufgezogen werden, welche den Minderwertigkeitskomplex des polnischen Volkes bekämpft und ihm den Glauben an seine eigene Kraft gibt. Dieser Artikel der „Polska Zbrojna“ bietet den Schlüssel zum Verständnis mancher psychologischen Reaktionen, die man in der letzten Zeit in Polen wahrnehmen konnte. Gleichzeitig leitete er gleichsam die Aktion zur Militarisierung der polnischen Psyche ein.

Diese Aktion verfolgt das Ziel, entsprechend den Forderungen der „Polska Zbrojna“, dem polnischen Volke angesichts der einschneidenden Veränderungen an Polens Grenzen ein Gefühl der Selbstsicherheit zu geben. Die „Polska Zbrojna“ veröffentlichte in gewissen Abständen kurze und sehr prägnant geschriebene Artikel, die meist von anderen polnischen Blättern übernommen und so wohl allen polnischen Zeitungslesern zugänglich gemacht wurden. Um diese Veröffentlichungen zu charakterisieren, entnehmen wir ihnen einige Sätze: „Der Krieg ist eine ewige Erscheinung . . . Wir sind bereit zu jedem Krieg mit jedem und sogar mit dem stärksten Gegner. Das polnische Volk kennt kein Gefühl der Minderwertigkeit gegenüber den mächtigen Völkern dieser Welt, weil es weiß, daß es selbst zu den starken Völkern gehört . . . Wir sind ruhig, denn wir wissen, daß unsere Bayonette auch in Zukunft ein Werkzeug unserer Siege sein werden. Wir warten auf diese Siege . . . In unserer Situation liegt ein dramatisches Muß: entweder wirst du ein siegreicher Soldat sein oder du wirst aus der Geschichte Europas und von seiner Landkarte gelöscht. Daher muß sich jeder Pole bis ins tiefste Innere militarisieren und eine geschichtliche Kraft werden, der sich nichts entgegenstellen kann . . . Unsere Bündnisse sind für uns wertvoll, aber man muß daran denken, daß sie für unsere Verbündeten noch wertvoller sind“. Gegen wen sich diese „Militarisierung der polnischen Psyche“ richtete, konnte von vornherein gar nicht zweifelhaft sein. Eine andere Kategorie von Veröffentlichungen nannte den Gegner auch offen mit Namen. In diesen Artikeln bemühte man sich, den Wert der deutschen Armee und ihrer Kampfmittel herabzusetzen. Ferner veröffentlichten die polnischen Blätter Aufstellungen über die militärische Stärke der in einem künftigen Kriege mutmaßlich sich gegenüberstehenden Staaten. Selbstverständlich spielten in diesen Veröffentlichungen auch Devisen- und Rohstoff-Fragen eine große Rolle. Man bemühte sich, dem polnischen Volke zu zeigen, daß es in der Reihe der besser gerüsteten Staaten steht, wobei man über die Parole der ersten Kategorie von Veröffentlichungen hinwegjah, in denen man angesichts des eigenen Rüstungsstandes immer wieder versichert hatte, daß nicht technische Mittel, sondern Geist und

Haltung einer Armee und eines Volkes in einem Kriege den Ausschlag geben. In dieses Kapitel gehören auch die polnischen Veröffentlichungen, die von angeblichen großen Lebensmittelschwierigkeiten im Reiche zu berichten wissen. Auf einer anderen Ebene wiederum bewegten sich die Veröffentlichungen, die die polnischen Leser an Ereignisse aus der Geschichte erinnerten. In diesen Artikeln wurde behauptet, daß Polen noch niemals eine Schlacht gegenüber Deutschland verloren habe. Mehrere Tage hindurch konnte man in den verschiedensten polnischen Blättern Hinweise auf die polnischen Siege bei Grunwald (Tannenberg 1410) und Plowce finden, wobei die polnischen Blätter den von einem Reich, das seine Aufgabe nicht erkannt hatte, im Stich gelassenen und schließlich einer Übermacht erlegenen Ritterorden einfach mit dem ganzen deutschen Volk gleichsetzten, um den gewünschten Effekt zu erzielen. In diese Aktion zur Hebung des polnischen Selbstbewußtseins fügten sich auch ganz

zwanglos einige — Weisagungen, die kürzlich in einigen polnischen Blättern zu finden waren. Diese Weisagungen wußten mitzuteilen, daß Polen „den unverbesserlichen Kreuzrittern“ nach einem siegreichen Kriege seine Bedingungen diktiert wird.

Es bleibt also festzustellen, daß die Militarisierung der polnischen Psyche sich gegen das deutsche Volk richtet und daß man diese Militarisierung am besten vornehmen zu glaubt, indem man das deutsche Volk und sein Heer herabsetzt. Die Militarisierung selbst nehmen wir zur Kenntnis, die unsaubere Kampfweise fällt auf Polen selbst zurück. Wir erinnern in diesem Zusammenhang an einen Satz des Führers, der einmal sagte: „Gerade weil wir national gesinnt sind, haben wir Achtung vor dem Gefühl der anderen Völker. Und unser Nationalstolz heißt nicht: andere verachten, sondern: das eigene Volk achten und lieben“.

(Abgeschlossen am 24. April) Ass.

St. L. Roth = Schriften, herausgegeben von Otto Folberth

Wer die beiden Bilder des Siebenbürger Helden Stephan Ludwig Roth in diesem Heft betrachtet, kann sich dem Eindruck dieses ungewöhnlichen Gesichtes nicht entziehen. Verfeinerte Geistigkeit, elementare Kraft, häuerliche Festigkeit und überlegene Skepsis — alle diese Eigenschaften sprechen aus Haltung und Miene dieser Gestalt, Eigenschaften eines wirklichen Herrenmenschen. Dr. Otto Folberth, als Stephan-Ludwig-Roth-Forscher in Fachreisen eine anerkannte Autorität, hat in einem Aufsatz dieses Heftes die Persönlichkeit Roth gezeichnet und mit Recht darauf hingewiesen, daß es allerhöchste Zeit sei für das Deutschtum, sich in seiner Geschichtsbetrachtung über die engen Grenzen seiner Staatlichkeit zu erheben und dem Lebenswerk der Kämpfer gerecht zu werden, die ein der glanzlosen Einsamkeit des Volkstumskampfes außerhalb der Reichsgrenzen um die Erhaltung ihrer Gemeinschaft gerungen haben.

Otto Folberth hat das Verdienst, das Verständnis für St. L. Roth nicht nur durch die Herausgabe seiner „Gesammelten Schrift und Briefe“ (Verlag: Krafft und Drotleff A. G.-Hermannstadt), sondern auch

durch die Besorgung von kleineren Auswahl-Bändchen ermöglicht zu haben. („Stürmen und Stranden, Ein Stephan-Ludwig Roth-Buch“ — Verlag Grenzen und Ausland; „St. L. Roth spricht zu Dir“ — Eine Auslese von Otto Folberth — Krafft und Drotleff, Hermannstadt; „Stephan Ludwig Roth. Ein Märtyrer des Deutschtums in Siebenbürgen. Auswahl aus seinen Schriften und Briefen von Otto Folberth“. — Die kleine Bücherei Albert Langen-Georg Müller).

Aus diesen Schriften und Briefen tritt uns das Lebens- und Charakterbild Roths plastischer entgegen als es irgendeine biographische Darstellung zu entwerfen vermöchte. Mit Erstaunen vernimmt man die Lehren und Pläne dieses Reformators, der in wahrhaft modernem Geist völkische und soziale Gesichtspunkte mit tiefen volkswirtschaftlichen Erkenntnissen zu vereinigen wußte, auf diese Weise geradezu an Friedrich List gemahnend, gleich leidenschaftlich und gleich tragisch in der zeitlichen Erfolglosigkeit seines Strebens, ewig gültig aber als geistiger und charakterliches Vorbild.

R. S. F.

Danziger Wirtschaftszeitung

Informationsorgan für alle Gebiete der ost-europäischen Wirtschaft mit den ständigen Beilagen: „Die Fachgruppe“ und „Danziger Juristenzeitung“. Erscheint halbmonatlich.

Herausgeber: Industrie- und Handelskammer zu Danzig
Verlag: „Der Danziger Vorposten“ G. m. b. H., Danzig



**HABEN SEIT JAHRZEHNTEIN WELTRUF!
VERLANGEN SIE STETS AUSDRÜCKLICH**

Dr. OETKER'S ERZEUGNISSE

Vertreter: Gerhard Neckritz, Danzig, Am Winterplatz 14, Telefon Nr. 21236

DR. REINHARD WITTRAM

Geschichte der baltischen Deutschen

Keine der auslanddeutschen Volksgruppen ist geschichtlich tiefer im deutschen Gesamtgeschickal verankert wie die baltische. Ihre aktive Rolle — Grenzschutz an der nordöstlichen Pforte Europas gegen Asien — durchzieht gleichsam als Leitgedanke das neue Werk des Professors an der Hochschule Riga. Das Buch erfüllt als Volksgeschichte eine hohe Aufgabe: mit der Liebe zum eigenen Volkstum die Achtung vor dem anderen zu verbinden.

245 Seiten mit 6 Abbildungen und 1 Skizze. Brosch. RM. 5.-, Leinen RM. 6.-

W. KOHLHAMMER STUTTGART



Der Danziger Vorposten

+

Die maßgebende Tageszeitung
für die Probleme Osteuropas

+

Probenummern kostenlos

Inhaltsverzeichnis

Graf Stenbock:	Sturm auf Riga	3
Heinz Meiswinkel:	An Albert Leo Schlageter, Gedicht	5
Harald Becker:	Die Erstürmung Rigas am 22. Mai 1919	6
Herbert von Hoerner:	Eine Gedenkfeier	13
Hans Friedrich Blund:	Memelland, Gedicht	19
Niels von Holst:	Die Museumserschöpfung Bruckenthal's in Hermannstadt	20
Otto Folberth:	Zum 90. Todestag Stephan Ludwig Roths	24
	Erschossen am 11. Mai 1849 zu Klausenburg in Siebenbürgen	
* * *	Worte Stephan Ludwig Roths	31
Anton Valentin:	Johann Eugen Probst, ein großer Erzähler des Donau- schwabentums	33
Johann Eugen Probst:	Dengler und der Teufel, Erzählung	35
Hans Jürgen v. Wilkensä:	Das Grab in der Heide, Erzählung	55
Herbert von Hoerner:	Vom Höhlenkloster zum Stachelbraht. Baltische Bilder IV.	58
Franz Lüdtke:	Das deutsche Graudenz („Städte im Osten“, 10. Folge)	64
Volk und Raum im Osten		72
	„Über das deutsch-polnische Verhältnis ist wenig zu sagen“ — Polens Londoner Wendung	
Anzeigenteil		78

Die Bildvorlagen sind von:

Dr. Otto Folberth Seite 1, 27; eigenes Archiv 10, 14, 16, 33, Kunstdrucktafel IV; Scherl-Bilderdienst 12; Brinckmann-Schröder 19, 59; Bruckenthal'sches Museum 22, Kunstdrucktafel I, II, III.

Das Titelbild auf Seite 1 zeigt den am 11. Mai 1849 in Klausenburg erschossenen siebenbürgischen Kämpfer Stephan Ludwig Roth. Daguerreotypie aus dem Jahre 1845, hergestellt in Stuttgart.

Die Mitarbeiter dieses Heftes:

Harald Becker, Studienrat, Riga; Dr. h. c. H. Fr. Blund, Altpräsident e. h. der Reichsschrifttumskammer; Dr. Otto Folberth, Mediasch, Siebenbürgen; Alfred Hein, Schriftsteller, Berlin-Schöneberg; Herbert von Hoerner, Schriftsteller, Goerlitz; Dr. Niels von Holst, Berlin, Außenamt beim Generaldirektor der staatlichen Museen; Dr. Franz Lüdtke, Schriftsteller, Oranienburg bei Berlin; Heinz Meiswinkel, Solingen; Graf Stenbock, Schriftsteller, Berlin; Anton Valentin, Temesvár, Banater Monatshefte; Hans Jürgen von Wilkensä, Sypniewo, Pommerellen.

Herausgeber: Wilhelm Zarske und Dr. Karl Hans Fuchs = Danzig, unter Mitwirkung von Hans R. Wiese = Breslau.

Schriftleiter: Dr. Karl Hans Fuchs (verantwortlich für den Gesamtinhalt).

Verlag: Der Danziger Vorposten G. m. b. H. Geschäftsstelle der Schriftleitung: Danzig, Vorstädtischer Graben 39. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Wilhelm Stephan. Druck A. W. Kafemann G. m. b. H., Danzig. Auflage: 6000. Auslieferung für das Deutsche Reich und das Ausland (ohne Polen): Berliner Geschäftsstelle des Danziger Vorposten, Berlin W 8, Unter den Linden 47, für die Freie Stadt Danzig und Polen: „Danziger Vorposten-Buchhandlung“, Danzig, Langgasse 13.

Sämtliche Zuschriften an die Geschäftsstelle, Danzig, Vorstädtischer Graben 39, erbeten.

Durch alle Buchhandlungen und sämtliche Postanstalten zu beziehen.

Preis des Einzelheftes: RM. 1,50 (DG. 1,50)

Bezugspreis: RM. 3,50 vierteljährlich (DG. 4,— vierteljährlich).